



Paulus

Vorträge

von

Professor D. Dr. Hauckleiter



München 1909 : : C. H. Beck'sche
Verlagsbuchhandlung Oskar Beck



Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

BS
2651
1435

Paulus

Vorträge

von

Professor D. Dr. Haußleiter, Johannes
11



München 1909

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

BS

2651

H35

Inhalt.

	Seite
Erster Abschnitt. Paulus der Christ	1
Zweiter Abschnitt. Paulus der Pharifäer	18
Dritter Abschnitt. Paulus der Zeuge	34
Vierter Abschnitt. Paulus der Missionar	52
Fünfter Abschnitt. Paulus der Kämpfer	66
Sechster Abschnitt. Paulus der Theologe	82

Erster Abschnitt.

Paulus der Christ.

Im Zusammenhang mit der religiösen Gärung der Gegenwart steht die anhaltende Beschäftigung mit dem Leben und Wirken des Apostels Paulus. Worin besteht seine bleibende Bedeutung? Wie ist sein Verhältniß zur Person und zum Werk Jesu aufzufassen? Ist es als ein Glück oder als ein Unglück zu bezeichnen, daß er die einfache Religion, die, wie man sagt, in den Sprüchen und Gleichnissen Jesu lebendig war, zur Erlösungsreligion umgewandelt hat? Es gibt manche, die der Gegenwart am besten zu dienen meinen, wenn sie den Ruf: Zurück von Paulus zu Jesus! laut ertönen lassen und eine Reduktion des Christentums erstreben, eine Zurückführung von der „mit theologischen Dogmen schwer belasteten“ Religion des Paulus zu dem einfachen, schlichten, der Vermittlungen nicht bedürfenden Glauben Jesu an die Vatergüte Gottes. So ist das religiöse Charakterbild des Heidenapostels, das seit den Tagen der Reformation, seitdem Luther das Verständniß des Galater- und Römerbriefes der Christenheit erschlossen hat, in genau umrissenen Zügen für immer fest zu stehen schien, ins Schwanken geraten, und es entspricht einem Bedürfnis der Gegenwart, wenn wir uns aufs neue bemühen,

das Bild des Mannes zu zeichnen, dessen geschichtlicher Zusammenhang mit der Heidenchristenheit und also auch mit unserm eigenen christlichen Leben nun doch einmal unlöslich ist. Ein jeder zeichnet natürlich das Bild, wie er es sieht. Aber die stille Hoffnung begleitet uns bei unsrer Arbeit, daß wir die Züge treffen, die der Gestalt des Apostels das wesentliche Gepräge geben, wie sie in der Reihe der uns aufbewahrten Briefe so eindrucksvoll hervortritt.

Die geringe Zahl von sechs Vorträgen legt uns äußerste Beschränkung auf. Wir denken aber der Aufgabe am besten zu genügen, wenn wir den Blick beständig auf die Person des Apostels gerichtet halten und sie in ihren wesentlichen Betätigungen zu zeichnen versuchen. So wollen wir heute sofort mitten in die Sache gehen und Paulus als Christen ins Auge fassen. Dann werfen wir einen Blick in die Vergangenheit zurück und werden von Paulus dem Pharisäer reden. Der dritte Vortrag soll die Überschrift „Paulus der Zeuge“ erhalten und sich mit dem gewaltigen Umschwung beschäftigen, der das Leben des Mannes in zwei scharf geschiedene Hälften teilt. Die drei letzten Vorträge fassen die apostolische Arbeit des Paulus ins Auge; Paulus der Missionar, Paulus der Kämpfer, Paulus der Theologe — so sollen die Überschriften heißen, unter denen wir das Lebenswerk des Apostels so behandeln, daß der Blick auf die Person gerichtet bleibt.

Paulus der Christ — was liegt alles in dieser Aussage beschlossen? Wenn man einen einfachen Ausgangspunkt nehmen will, kann man sagen, daß Paulus von der Glaubensüberzeugung durchdrungen war, daß das Friedensverhältnis zu Gott, in das er sich versetzt wußte, und das

er als ein Kindschaftsverhältnis erkannte und empfand, für ihn wie für alle Glieder der Gemeinde durch Jesus Christus vermittelt sei, ja noch mehr, daß es beständig in ihm ruhe. Eine der herrlichsten Stellen des Römerbriefes ist das gewaltige Triumphlied des Glaubens, in das das achte Kapitel ausläuft. Das Lied schließt mit den Worten: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend etwas in der Welt uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.“ Die Liebe Gottes ist stärker als alle die feindseligen, hemmenden und trennenden Mächte, die wider uns anstürmen, wie sie auch heißen mögen; sie ist stärker als der Tod, der doch scheinbar das ihm verfallene Menschenkind verschlingt und vernichtet. Daß sich aber Paulus dieser allmächtigen, durch den Tod hindurch errettenden Liebe Gottes getröstet, beruht darauf, daß er sie verankert weiß in Christus Jesus, unserm Herrn. Dieser Anker reißt nicht; die in Christo ruhende Liebe Gottes ist von ewiger, unzerstörbarer Dauer.

Wir können den Gedanken noch steigern und gelangen damit sofort zu der eigentümlichsten Aussage, mit der Paulus sein Christentum beschrieben hat. Er schreibt an die Galater 2, 20: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; sofern ich aber noch im Fleische lebe, lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahin gegeben hat.“ Das Leben des Christen ist ein Leben in Christus, ein Stehen im Herrn (1. Thessal. 3, 8), ein Sein in ihm, wie es andrerseits ein Wohnen Christi in dem Glaubenden ist.

„Er in mir, ich in ihm“ — das ist das Ineinander einer Gemeinschaft, wie es keine innigere und unauflöslichere geben kann. Also nicht nur die Liebe Gottes, wie wir vorhin gesehen haben, nicht nur die Heils- und Gnadengüter überhaupt ruhen in Christus; Paulus selbst weiß sich mit seiner Person in ihm geborgen, geborgen für Zeit und Ewigkeit.

Es verlohnt sich, bei dieser den Sprachgebrauch des Apostels durchaus beherrschenden Verbindung „in Christus“ eingehender zu verweilen und ihren genauen Sinn zu erforschen. Gerade die häufigsten Wendungen verfallen leicht dem Geschiß, verständnislos behandelt und entwertet zu werden. Nachahmungen helfen mit, den ursprünglichen Sinn zu verwischen. Man hat im achtzehnten Jahrhundert begonnen, z. B. einen Sangesgenossen oder Liederdichter „Bruder in Apollo“ zu nennen. Im „Leben des Herrn Jakob Thomson“ (Theatralische Bibliothek, Erstes Stück, 1754, zweite Abhandlung) schreibt Lessing den Satz: „Sobald Der Winter gedruckt war, schickte Thomson seinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Herrn Joseph Mitchell, ein Exemplar zum Geschenke.“ Ein kurzes Gedicht von Gottfr. August Bürger (Die Brüderschaft, 1792) lautet: „Er führt als Bruder im Apoll Sich selber bei mir ein. Ich will's in jedem Gotte wohl, Nur nicht in diesem sein.“ Der Sprachgebrauch dehnte sich noch weiter aus. Moses Mendelssohn gebrauchte in einem Briefe an seinen Freund Lessing vom Mai 1763 die Wendung, er (Lessing) urteile von seiner Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften wie ein Bruder in Leibniz. Solche Nachahmungen haben den paulinischen Ausdruck „Bruder in Christus“ in die Gefahr gebracht, als Redens-

art angesehen zu werden, bei der man sich eben nicht viel zu denken habe. Dem Apostel indes war es tieffter, bedeutungsvollster Ernst, wenn er (3. B. Kol. 1, 2) von „Brüdern in Christus“ sprach.

Wenn der Christ Paulus sich in bezug auf sein Gottesverhältnis in Christus weiß und beurteilt, so beschreibt er damit das Ergebnis einer Bewegung, die nicht von ihm, sondern von Gott und Christus ausgegangen war. Er unterlag dabei nicht einer Selbsttäuschung; es lag ihm ja in der früheren Periode seines Lebens nichts ferner, als eine Verbindung, geschweige denn eine so innige Gemeinschaft mit Jesus Christus zu suchen, einem Manne, den der Pharisäer haßte und verdamnte, dessen Gemeinde er zu zerstören und zu vernichten trachtete. Aber „Gott, der mich vom Mutterleibe ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, gefiel es, seinen Sohn in mir zu offenbaren, damit ich ihn unter den Heiden verkündige“ (Gal. 1, 16). Diese Offenbarung hatte alle Merkmale an sich, die die Schrift Alten und Neuen Testaments bei den Gnadenkündigungen des heiligen Gottes hervortreten läßt. Man kann hierbei drei Momente unterscheiden. Das ganze bisherige Lebenswerk des Paulus, das in der Verfolgung der christlichen Gemeinde gipfelte, wurde zerbrochen; er mußte erkennen, daß er sich im Irrtum, in der Sünde, in vollem Gegensatz gegen Gott befunden hatte. Aber die Gnade Gottes erhob den Gebeugten. Jesus Christus wurde in ihm so geoffenbart, wie er ihn dann den Heiden verkündigte, also als Heiland der Sünder, der alle zu retten bereit steht. So bekam Paulus (das ist der dritte Punkt) zugleich mit seiner Besehrung den Anstoß zu der angestrebten

missionarischen Tätigkeit, die sein späteres Leben ausfüllte. „Darum ist mir Erbarmung widerfahren“ (lesen wir 1. Timoth. 1, 16), „auf daß an mir zuerst Jesus Christus seine ganze Langmut zeigen sollte zum Vorbilde für die, die in Zukunft an ihn glauben und zum ewigen Leben gelangen sollten.“ Paulus wollte nichts mehr anderes sein als das gehorsame Werkzeug der langmütigen Gnade, die ihm Christus erzeigt hatte und dauernd erwies.

Vergleicht man die Aussage im Galaterbrief mit dem unfraglich echten Zeugnis im ersten Timotheusbrief, so sieht man, daß die Offenbarung Gottes zugleich als ein Handeln Jesu Christi beschrieben wird. So redet aber auch der Galaterbrief selber. „Ich habe die Heilsbotschaft nicht von einem Menschen empfangen noch durch Unterricht gelernt, sondern durch Offenbarung Jesu Christi“ (1, 12). Die Offenbarung Gottes kommt durch ein selbsttätiges Handeln Christi zur Ausführung. „Ich wurde ergriffen von Christus Jesus“ (Philipp. 3, 12). Das war ein Griff, der den Ergriffenen nicht mehr losließ. Das eigene Tun, das Nachjagen, ob er seinerseits ergreifen möchte, führt Paulus ursächlich auf die Tat Christi zurück, in der Gottes Heilswille offenbar wurde. Dieser ist und bleibt im Vergleich mit allem menschlichen Tun das Primäre, Grundlegende. Mehr als Gott erkennen, ja die Voraussetzung dieser Erkenntnis ist, daß man von Gott erkannt und in seine Gemeinschaft gezogen worden ist (Galat. 4, 9; 1. Kor. 8, 3 und 13, 12). Diese Gemeinschaft aber ist die allerinnigste und allerengste, die sich nur denken läßt. Das neue Leben der Erlösung ist wirklich ein Leben „in Christus“. Wir kehren zu dem Ausdruck zurück, dessen Sinn wir ergründen wollen.

Wenn man den Apostel fragt, in welchem Augenblick seines Lebens das Sein in Christo begonnen habe, weist er mit deutlichen Worten auf die Taufe zurück, in der er gleich allen Getauften Christus angezogen habe. Die Apostelgeschichte berichtet, wie das Erlebnis des Saulus bei Damaskus durch den Dienst des Jüngers Ananias zum Abschluß gebracht worden ist. „Es fiel ihm von den Augen wie Schuppen, und er ward sehend und stand auf und ließ sich taufen; und er nahm Nahrung zu sich und kam zu Kräften“ (9, 18). Diese Betonung der Taufe entspricht den eigenen Aussagen des Apostels. Er schreibt an die galatischen Gemeinden: „Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben (und zwar seid ihr es) in Christo Jesu; denn so viele euer in die Gemeinschaft Christi getauft wurdet, habt ihr Christus angezogen“ (Galat. 3, 26. 27). Das sind erstaunliche Sätze, in die das moderne subjektivistische Denken sich schwer hineinfindet. Sollten dergleichen Aussagen, so meinen heutzutage viele, nicht auf die entschiedenen Christen, auf die „Bekehrten“ oder die „Reifen“ einzuschränken sein? Wie kann Paulus sie auf alle Gemeindeglieder ohne Ausnahme ausdehnen? Darum, weil er in der Taufe eine Gottestat sieht, in der Gott durch Christus handelt. Die Gottestat ist geschehen, damit man sie als solche erkenne und würdige; aber sie ist nicht bedingt durch die aneignende Erkenntnis, der sie vielmehr vorausgeht, und die sie hervorgerufen will. Die Taufe ist dem Apostel keine menschliche Einrichtung, keine leere kirchliche Zeremonie. Was die Taufe in Wahrheit ist, hatte Paulus an seiner eigenen Taufe erkannt. Da hatte sich Christus mit ihm zu bleibender Einwohnung verbunden; Christi Wirkung war es, daß

er ihn „anziehen“ konnte und anzog; Christus war der Handelnde, er selber der Empfangende. Das gilt aber von jeder in der Gemeinde vollzogenen Taufe. „Oder wisset ihr nicht, daß wir alle, die in die Gemeinschaft Christi Jesu getauft wurden, in die Gemeinschaft seines Todes (und dann auch seines Lebens) getauft worden sind?“ (Röm. 6, 3). Das Sein in Christo, das von jedem Christen gilt und zu gelten hat, wird durch die Taufe begründet. Nicht als ob diese irgendwie als ein magischer oder zauberhafter Akt aufzufassen wäre. Diese Vorstellung wird durch die näheren Bestimmungen ausgeschlossen, durch welche die Gemeinschaft Christi mit dem Getauften beschrieben wird. Christus lebt in dem Getauften durch den Geist, und der Getaufte lebt in Christus durch den Glauben. In Christo sein heißt also im Glauben sein und im Geiste sein. Die völlige Neuheit des vom Geist gewirkten Glaubenslebens wird aber an dem Gegensatz erkannt, in dem es steht. Wer in Christo, im Geist, im Glauben sein Dasein hat, ist nicht mehr im Fleisch, in den Sünden, unter dem Gesetz. So steht der Christ in einem neuen Leben und weiß, daß er darin steht. Wir wollen uns bemühen, das paulinische Verständnis dieser Tatsachen zur Aussage zu bringen.

Was heißt glauben? Alles rechte Glauben ist auf Gott gerichtet; denn die zwei gehören zusammen, Glaube und Gott. Vortrefflich hat Luther in seiner Auslegung des ersten Gebotes im großen Katechismus im Sinne des Apostels von diesem Zusammenhang gehandelt. „Worauf du dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott.“ Nun haben wir alle von Natur Abgötter, an denen unser Herz hängt, sei es Geld und Gut, sei es Klugheit,

Gewalt, Gunst, Freundschaft und Ehre. So muß das Glauben im neutestamentlichen Sinn erst gelernt werden. Glauben heißt mit ganzem Herzen an dem Gott hangen und ihm allein vertrauen, der sich durch Jesus offenbart. Diesen Glauben rühmte Jesus an dem heidnischen Hauptmann von Kapernaum; der Mann vertraute darauf, daß Jesu Wort Gottes allmächtige Kraft bei sich habe; sein Blick ging zu Gott empor, der durch Jesu Wort handelt (Matth. 8, 10). Nun erreicht aber die Offenbarung Gottes in Jesu Christo ihren Höhepunkt darin, daß er den Gekreuzigten aus den Toten auferweckt hat. So kommt Paulus Röm. 4, 24 zu der Bestimmung des Glaubens: Glauben heißt sein Vertrauen auf den Gott setzen, der Jesum unsern Herrn von den Toten erweckt hat. Diese Erweckung steht, wie der Kreuzestod Jesu, in Beziehung zu uns. „Um unserer Übertretungen willen wurde er dahingegeben, und um unsrer Rechtfertigung willen (die mit seinem Tod vollbracht war) wurde er auferweckt.“ Der Apostel verhehlt sich nicht die psychologische Schwierigkeit des Glaubens; er macht sie an dem Beispiel Abrahams deutlich, der „wider Hoffnung auf Grund von Hoffnung“ (Röm. 4, 18) geglaubt hat. Das Glauben setzt da ein, wo die natürliche Hoffnung aufhört. Man hat es eben im Glauben mit dem Lebendigen, allmächtigen Gott zu tun, der das Nichtseiende ins Dasein ruft. Nun wäre aber das Glauben ein phantastisches, träumerisches Wähnen, wenn es nicht auf ein die Hoffnung begründendes Wort der Offenbarung Gottes sich stützen könnte. Weil in Jesu Auferweckung und in dem Worte, das von ihr Zeugnis gibt, Gottes Gnadenwille sich zu erkennen gibt, ist man zum Glauben nicht nur berechtigt,

sondern auch verpflichtet. Wenn man sich weigert zu glauben, entzieht man Gott die Ehre, die ihm gebührt. Er ist es ja, der zum Glauben ruft und die Kraft des Glaubens darbietet im Geiste.

Was heißt im Geiste sein? Sich in seinem Willen, Denken und Handeln bestimmt wissen von dem lebendigen Repräsentanten Gottes und Christi — von dem Geist, der als personbildende Kraft in die „Herzen“ eingeht, im Innersten des Menschen den gekreuzigten und auferstandenen Christus verkündet, so daß man ihn als Herrn anrufen kann, und der die Kindesstellung zu Gott begründet, daß man rufen kann: Abba, Vater. So vermittelt der Geist die Gegenwart des unsichtbaren, zu Gott erhöhten Christus. Neben Galat. 2, 17: „gerecht werden in Christus“ steht 1. Kor. 6, 11: „Ihr wurdet gerechtfertigt — in dem Geiste unsres Gottes.“ Dieser Geist treibt zum Bekennen, zum Reden, zum Zeugen in der mannigfachsten Form. Viele in der korinthischen Gemeinde frohlockten, wenn sie auf eine das klare Bewußtsein überwältigende und ausschaltende Weise in ekstatischer Rede der Wirkung dieses Gott preisenden Geistes inne wurden. Paulus warnte vor der Überschätzung des Zungenredens, das zwar Gott preist, aber den Nächsten nicht fördert. Er gibt zu bedenken, daß das Aussprechen des einfachen christlichen Grundbekenntnisses, daß Jesus der Herr ist, das Dasein und Wirken des heiligen Geistes voraussetzt (1. Kor. 14, 2; 12, 3). Jesum in Wahrheit seinen Herrn nennen, das kann kein Mensch von sich selber, aus eigener Vernunft noch Kraft. Zu diesem Bekenntnis hilft nur die Kraft des heiligen Geistes — des Geistes, der die Bekenner und Anrufer des Namens des Herrn Jesus zur Einheit der Gemeinde zusammenschließt.

Diese Einheit will und soll im Gemeindeleben zur Darstellung kommen. Daher hat die Gemeinde, wenn sie zusammenkommt, das Herrenmahl zu feiern, alles zu vermeiden, was den Ausdruck gliedlicher Verbundenheit mit dem Herrn und gemeindlicher Zusammengehörigkeit stören würde. In solcher Einheit will der Herr seine Gemeinde sehen und haben. Das Geheimnis des Herrenmahls besteht darin, daß alle, die von dem einen Brot essen und den Kelch des Herrn trinken, in Wirkung seines allmächtigen Wortes seines Leibes und seines Blutes theilhaftig sind. „Weil es ein Brot ist, sind wir zusammen ein Leib; denn wir haben alle an dem einen Brote Anteil“ (1. Kor. 10, 16. 17). Die Christengemeinde ist also ein Verband von Brüdern und Schwestern, der von einem Geist belebt und durchdrungen ist — von dem Geist, der in Christus den seine Gemeinde nährenden und pflegenden Herrn (Ephes. 5, 29) erkennen und anbeten lehrt. Die Christen sind durch den einen Geist Gottes in die Gemeinschaft eines Leibes getauft (1. Kor. 12, 13). Ihre Aufgabe besteht darin, dies zu erkennen und sich vom Geiste leiten und regieren zu lassen.

An dieser Stelle — es möge die Absehwweifung gestattet sein — zeigt sich die Überlegenheit des Christentums des Apostels vor einem modernen „Jesuskultus“, bei dem man sich einbildet, ohne den Geist, der uns den gekreuzigten und auferstandenen Christus als Mittler des Heils vorhält, das Kindschäftsverhältnis zu Gott betätigen zu können. Man vergißt, daß es dem Menschen, wie er von Natur ist, schwer, ja unmöglich ist, den heiligen Gott als Vater anzurufen. Die Schwierigkeit tritt gerade dann in ihrer ganzen Größe hervor, wenn man Gott den Vater am

nötigsten braucht: in Not und Tod, bei inneren und äußeren Anfechtungen, unter den Anklagen des erwachten Gewissens, im Kampf mit übermächtigen Versuchungen, in der Angst der Verzweiflung. Viele wollen heutigen Tages das Evangelium Jesu im wesentlichen auf seine die Vaterliebe Gottes preisende Erzählung „vom verlorenen Sohne“ (Luk. 15, 11—32) einschränken. Aber man sollte sich klar machen, daß, streng genommen, die Anwendung im Ernstfall durchaus die starke, allmächtige, alle Hindernisse überwindende Hilfe des Geistes notwendig macht, der dem Verlorenen Mut zur Umkehr und Kraft zur Heimkehr verleiht und darbietet. Ist es denn eine so leichte und einfache Sache, daß ein Sünder nach einem Leben in Schanden und Laster (1. Kor. 6, 10. 11) an die Vatergüte Gottes zu glauben anfängt? Warum bleiben denn heute so viele Glieder unsres Volkes in der Gottesferne und fristen ein friedloses Dasein mit der armseligen Kost der Treber, die die Erde bietet, wenn sie nicht etwa das beschmutzte Kleid ihres Lebens aus Ekel und Überdruß völlig dahинwerfen? Sie kennen nicht die Kraft des Blutes Christi (Röm. 3, 25; 5, 9); sie wissen nichts von dem Geist, der sich in uns am kräftigsten erweist, wenn uns selbst am elendesten und jämmerlichsten zumute ist (2. Kor. 12, 9); sie ahnen nichts von dem, worin Paulus seine Stärke fand, daß, wenn wir selbst nicht wissen, was wir beten sollen nach Gebühr, der Geist für uns eintritt mit unaussprechlichem Seufzen (Röm. 8, 26). Das ist der Geist, der uns um Christi willen und in ihm Mut und Kraft gibt, den heiligen Gott als Vater anzurufen und dies mit dem vollen Vertrauen zu tun, daß der Vater uns hört und erhört. Wir kehren zu unserer Untersuchung zurück.

Die gleiche Überlegenheit des paulinischen Christentums tritt uns entgegen, wenn wir die Gegensätze ins Auge fassen, von denen der Christ als ein in Christo Lebender sich geschieden weiß. Er ist nicht mehr im Fleisch, in den Sünden und nicht mehr unter dem Gesetz. Er ist es nicht mehr und kann es nicht mehr sein. Denn niemand kann zwei Herren dienen. Der Christ hat aber einen Herrn, der durch seinen Geist den befreienden Dienst, der ihm zu leisten ist, in wirksamer Weise geltend macht. So ist das Glauben nicht, wie es unsrer subjektivistischen Zeit erscheint, ein qualvolles, unruhiges Ringen nach einer geschlossenen, befriedigenden Weltanschauung, sondern ein demütiges, dankbares Gehorchen im Dienste eines die Kraft ewigen Lebens mitteilenden Herrn. Eine Christengemeinde ist der Tempel des lebendigen Gottes; wenn sie dessen eingedenk ist, kann sie nicht an fremdem Joch mit den Ungläubigen ziehen. „Denn was haben Gerechtigkeit und Ungefehrlichkeit miteinander zu tun? Oder was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis? Wie stimmt Christus mit Beliar?“ (2. Kor. 6, 14. 15). Das sind Gegensätze, die einander ausschließen. „So wollen wir uns nun, Geliebte (so fährt der Apostel fort) von jeder Befleckung des Fleisches und des Geistes (d. h. des äußeren und inneren Menschen) reinigen und die Heiligung betreiben in der Furcht Gottes.“

Wenn man die Stellung der Christen zur Sünde, wie Paulus sie darstellt, vollständig beschreiben will, muß man zwei Tatsachen im Auge behalten und miteinander verbinden. Der Christ ist nicht mehr in der Sünde und bedarf doch der täglichen Reinigung. Die Sünde der Vergangenheit ist vergeben. Das Siegel der Vergebung hat der Christ an

seiner durch die Taufe vermittelten Beteiligung am Tode Christi. Denn „wer gestorben ist und im Tod den Sold der Sünde empfangen hat (das ist aber der Getaufte), der ist gerechtfertigt, d. h. freigesprochen von der Sünde“. (Röm. 6, 7). Indem die Last der Schuld weggenommen ist, ist auch der Herrschaftszwang der Sünde gebrochen. Das ist die freudige Glaubenszuversicht des Apostels. Nun folgt aber sofort die Mahnung. Paulus weiß, daß die entthronte Herrscherin Sünde, d. h. die Selbstsucht des natürlichen Menschen, im leiblichen und seelischen Gesamtorganismus, also in den Gliedern des Leibes wie in den Regungen und Strebungen des inneren Menschen willige Untertanen hatte, die gerne den bisher gewohnten Dienst fortsetzen möchten und daher in Zucht zu nehmen sind, daß sie der Gerechtigkeit dienen zur Heiligung (Röm. 6, 19). Aus dieser Erwägung ergibt sich der tiefe Ernst der apostolischen Mahnungen, die die Notwendigkeit des Kampfes zwischen Geist und Fleisch betonen. „Wandelt im Geist, dann werdet ihr das Begehren des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch begehret gegen den Geist und der Geist gegen das Fleisch. Sie sind wider einander, auf daß ihr nicht das tut, was ihr wollt. Wenn ihr aber vom Geiste getrieben werdet, so seid ihr nicht unter dem Gesetz“. (Galat. 5, 16—18). Wir stoßen wieder auf die Vorstellung, der wir schon vorhin begegnet sind. Der Mensch ist nur scheinbar frei und handelt nur scheinbar nach eigenem Willen. Wenn man der Sache auf den Grund geht, findet man, daß er in jedem Fall den Willen eines Herrn tut, der ihm gebietet und dem er gehorcht. Dieser Herr ist entweder der Geist, d. h. die in dem Gläubigen waltende Lebensmacht Christi oder das Fleisch,

d. h. die überkommene selbstsüchtige Naturart, die allem natürlichen Handeln den Stempel des Egoistischen und somit Widergöttlichen aufdrückt. In diesem Widerstreit steht der Christ. Der Ausgang kann aber bei denen, die vom Geiste getrieben werden, nicht zweifelhaft sein. Der Geist, der die Herrschaft des Fleisches und der Sünde gebrochen hat, hält den errungenen Sieg aufrecht, indem er den Glaubenden zur ständigen Reinigung von aller aus dem überkommenen Wesen stammenden Befleckung und Verunreinigung treibt.

Wir haben das christliche Glaubensleben beschrieben, wie es der Apostel Paulus in seinen Briefen als sein eigenes und als das der Christengemeinden darstellt. Das einfache Grundwort „in Christus“ ist der alles bestimmende Faktor. Er beherrscht in gleicher Weise die Beziehung zu Gott, wie zu dem Nächsten, oder um theologisch zu reden, er ist das bestimmende Grundwort wie in der paulinischen Dogmatik, so in der paulinischen Ethik. Die in Christo ruhende Gesinnung und das aus solcher Gesinnung fließende Handeln ist die Gesinnung und das Handeln der Liebe. Wer in Christo ist, führt sein Dasein in dem, der, obwohl er reich war, um unsretwillen arm wurde, damit wir durch seine Armut reich würden (2. Kor. 8, 9). Wie sollte der Geist dessen, der um unsretwillen die Gottesgestalt in Herrlichkeit aufgab, der sich selbst erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz (Philipp. 2, 8), nicht zur selbstverleugnenden, dienstbereiten, gottgehorsamen Liebe hinführen? So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung (Röm. 13, 10). Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses, sondern erweist ihm alles Gute. Sie kann nicht anders; denn sie muß dem Nächsten, dem Nebenmenschen einen Wert

zuschreiben, von dem der natürliche Mensch und auch die natürliche Ethik keine Ahnung hat. Der Nächste ist der Bruder, die Schwester, um derenwillen Christus gestorben ist (1. Kor. 8, 11), denen zum Besten er sein Blut vergossen hat (Röm. 14, 15). Es gibt keinen einfacheren und umfassenderen Grundsatz, der besser das Handeln in den zahllosen Fällen des praktischen Lebens regelte; es bedarf zu dieser Regelung keiner spitzfindigen Kasuistik. Zugleich wird der enge Zusammenhang zwischen Glaube und Liebe sichtbar. Der Glaube, der sich des Gekreuzigten getröstet, erkennt den Heilswert des Kreuzestodes Christi auch für die andern, für die ganze Welt. Und die Liebe handelt in Gemäßheit solcher Erkenntnis. Es gehört aber zur Eigentümlichkeit des Apostels, den Blick statt auf die subjektiven Erscheinungsformen lieber auf die objektiven Ursachen hinzurichten, die jene hervorrufen. Statt von Glaube und Liebe zu reden, redet der Apostel lieber vom Geiste, vom Geiste Christi, der beides wirkt. So schreibt er an die Galater (5, 25): „Wenn wir durch den Geist leben, so wollen wir auch durch den Geist wandeln.“ Er wählt zum Ausdruck des Wandels das Wort, das das gemeinsame Einherschreiten bezeichnet. In Reih und Glied stehen die Christen und folgen dem an alle ergehenden Kommando des Geistes. So betätigen die Glaubenden die Liebe.

Der Geist ist aber endlich auch die Kraft der christlichen Hoffnung. Die natürliche Hoffnung ist ein unsicheres Wähnen, von dem es im Sprichwort heißt: Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Die Hoffnung des Christen aber läßt nicht zu Schanden werden (Röm. 5, 5); denn der Christ hat schon im Geist das Angeld, das Unter-

pfand der himmlischen Welt und ihrer unsichtbaren Wirklichkeiten (2. Kor. 5, 5). Wo der Geist ist, muß zuletzt Herrlichkeit sein. Denn Herrlichkeit, Verklärung ist die der pneumatischen Welt entsprechende Erscheinungsform. Die Herrlichkeit kommt am Tage Christi, sie beginnt mit seiner Wiedererscheinung. Diesen Tag ersehnt Paulus, er wünscht ihn mit aller Glut seiner Christusliebe herbei, ohne jedoch dabei in Schwärmerei zu verfallen. Tag und Stunde der Wiederoffenbarung Christi hat Gott sich vorbehalten. Das weiß Paulus. In einem und demselben Schreiben, im ersten Korintherbrief, rechnet er sich bald zu den Entschlafenen, die Gott durch seine Kraft erwecken wird (6, 14), bald zu den Überlebenden, die bei der plötzlichen Wiederkunft Christi verwandelt werden (15, 51). Was soll er sich darüber kümmern, ob die eine oder die andere Möglichkeit sich verwirklichen wird? Gilt doch dem, der in Christo ist, das alle Bangigkeit und allen Zweifel ausschließende Wort: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“ (Röm. 14, 8). Warum kann der Christ unter allen Umständen so reden? Um Christi willen. „Denn dazu ist Christus gestorben und lebendig geworden, daß er über Tote und über Lebendige Herr sei.“

Das ist das Christentum des Apostels Paulus in kurzen Grundzügen. Man braucht es nur darzustellen, um es zu empfehlen. Sollte aber jemand ein besseres, wirksameres und tragkräftigeres kennen, so mag er es an die Stelle setzen. Es wird wohl gute Weile damit haben.

Zweiter Abschnitt.

Paulus der Pharifäer.

Von Paulus dem Christen schreiten wir rückwärts zu Paulus dem Pharifäer. Im Anschluß an den Sprachgebrauch der Apostelgeschichte, die in ihrem ersten Teil an den Stellen, wo sie den Mann erwähnt, von Saulus redet, dann Kap. 13, 9 bei dem Bericht über die erste Missionsreise mit den Worten „Saulus, der auch Paulus heißt“ zu dem Namen Paulus übergeht, um ihn fortan ausschließlich anzuwenden, war es früher üblich, den Pharifäer „Saulus“ und den Apostel „Paulus“ streng zu unterscheiden. Jetzt ist die Erkenntnis durchgedrungen, daß der Apostel einen Doppelnamen getragen hat. Neben dem jüdischen Namen Saul, d. h. der „Erbetene“, — ein Name, der den Angehörigen des Stammes Benjamin (und zu diesen gehörte nach Röm. 11, 1 und Philipp. 3, 5 die Familie) nahe lag, weil er an den König aus diesem Stamme, den ersten König Israels erinnerte — hatte schon der Knabe den lateinischen, aber auch bei Griechen vorkommenden Namen Paulus erhalten. In ähnlicher Weise führte ein Glied der jerusalemischen Christengemeinde, ein Mann, den Paulus zum Begleiter auf seiner zweiten Missionsreise erfor,

den Doppelnamen Silas Silvanus (vgl. z. B. Apostelg. 17, 1. 4 und 10 mit 1. Theſſal. 1, 1). Ob wir also von Saulus dem Pharifäer, oder von Paulus dem Pharifäer, reden, ist gleichgültig. Und doch behält der Sinn des alten Wortes „aus einem Saulus ein Paulus werden“ seine unzweifelhafte Geltung.

Denn eine ganze Welt trennte die chriſtliche Gegenwart des Apostels von seiner pharifäischen Vergangenheit. Es zeigt sich heute vielfach das Bemühen, den durchgreifenden Gegensatz, der das Leben des Apostels in zwei ſcharf geſchiedene Hälften trennt, abzuschwächen und die Gedankenwelt des Chriſten und Apostels als vom Pharifäismus her ſtark belastet darzuſtellen, ähnlich wie manche heute auch in Luther, deſſen Lebensgang ſo deutliche Parallelen zu dem des Heidenapostels aufzeigt, ſtarke mittelalterliche Rückſtändigkeiten wahrnehmen wollen. Wir müſſen aber zunächſt den Gegensatz in ſeiner vollen Schärfe hervorheben. „Wenn einer in Chriſto iſt, ſchreibt der Apostel (2. Kor. 5, 17), ſo iſt er eine neue Schöpfung, eine neue Kreatur; das Alte iſt vergangen, ſiehe, es iſt Neues geworden.“ Die vergangene, begrabene Welt war bei dem Apostel die Welt des Pharifäismus.

Was iſt ein Pharifäer? Das Wort iſt ſprichwörtlich geworden zur Bezeichnung eines ſelbſtgerechten, hochmütig auf den Nächſten herabſehenden Menſchen. Damit iſt der Begriff völlig von ſeiner geſchichtlichen Wurzel loſgelöst. Geſchichtlich betrachtet, iſt der Pharifäismus zunächſt eine löbliche Erſcheinung, eine um die Fortexiſtenz des jüdiſchen Volkes und die Bewahrung ſeiner religiöſen Güter wohl verdiente Richtung. Ihre Anfänge gehen zurück in die Zeiten des gewaltigen Kampfes, den die nachexiliſche, in

die Heimat zurückgekehrte jüdische Gemeinde um ihr Dasein zu bestehen hatte, als das Eindringen des die asiatische Welt beherrschenden hellenistischen Geistes und dann die rohe Gewalt der Seleuciden, insbesondere des Königs Antiochus IV. Epiphanes (175—164 v. Chr.) den Fortbestand der um das Gesetz Gottes geschaarten Gemeinde in ihren Grundfesten erschütterte. Der erste Sturm war durch das Heldengeschlecht der Hasmonäer im Bunde mit den Chasidim, den „Frommen“, abgeschlagen worden. Aber der Kampf sollte sich in einer neuen, noch viel gefährlicheren Form fortsetzen. Seitdem die späteren Glieder des hasmonäischen Hauses zu der hohepriesterlichen Würde den Königstitel gefügt und in ihrem Geschlecht erblich gemacht hatten, schien der religiöse Charakter des jüdischen Gemeinwesens durch die Fürsten selbst bedroht. Die Hasmonäer fanden ihre Stütze in den Geschlechtern des priesterlichen Adels, in den Sadducäern. Ihnen traten nunmehr als strengste Verteidiger und Anwälte des väterlichen Gesetzes die Pharisäer gegenüber. Das Wort Peruschim oder Phariseer bedeutet „Abgesonderte“; so hießen die Leute, deren streng gesetzliche Frömmigkeit von der unreinen Welt, also vor allem von dem heidnischen Wesen, dann aber auch von der großen Menge oder „dem Volk des Landes“ sich absonderte; denn auch der Menge fehlte die genaue Kenntnis und pünktliche Beobachtung des Gesetzes. Der Name „die Abgesonderten“ ist wohl zuerst von den Gegnern gebraucht worden; die Phariseer nahmen ihn dann als einen Ehrennamen in Gebrauch. Ihr Absehen ging darauf, das Judentum in dem alles Fremde ausschließenden Hochgefühl zu stärken, das auserwählte Volk Gottes zu sein. Es galt,

auf jedem Schritt und Tritt, in allen Tagen des Lebens vor der Verührung mit dem Heidentum, vor der Verunreinigung, vor der Verweltlichung sich zu hüten. Damit man dazu imstande war, mußte ein fester Zaun um das Gesetz Gottes gezogen werden, der eng genug war, alles Profane auszuschließen. Dieser Zaun sind die Überlieferungen der Alten, die Satzungen der Väter. Mit der Befestigung dieses Zaunes und mit seinem lückenlosen Ausbau beschäftigte sich die theologische Gelehrsamkeit, das Gesetzesstudium der Rabbinen. Der Schriftgelehrte mußte nicht nur wissen, was der heilige Text sagt, sondern er mußte darüber Auskunft geben können, wie die Frommen früherer Zeit es mit der Beobachtung des Textes gehalten, welches Beispiel sie gegeben hatten, das nachgeahmt werden mußte. Es ist mit Recht der Satz formuliert worden, daß die Theologie Jerusalems durch den Pharisäismus Lehre vom rechten Wandel d. h. „Halacha“ geworden sei.

Ein treues Bild der pharisäischen Frömmigkeit gewinnen wir aus achtzehn Liedern, die unter dem falschen Titel „Psalmen Salomos“ überliefert sind, die aber der Zeit angehören, als der Römer Pompejus im Jahre 63 v. Chr. in Jerusalem eindrang und der Unabhängigkeit der Hasmonäer ein Ende machte. Der Untergang dieses sadducäischen gesinnten, verweltlichten Fürstengeschlechts wird von dem Psalmisten als ein gerechtes Gottesgericht empfunden. Denn „wer rechtschaffen handelt, erwirbt sich Leben beim Herrn, und wer Unrecht tut, verwirkt selbst sein Leben in Verderben; denn des Herrn Gerichte sind gerecht gegen Person und Haus“ (Psalm 9, 5; vgl. E. Raupach, Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments, zweiter Band,

Tübingen 1900, S. 140). Die Gottlosen und Sünder sind die Sadducäer, die Frommen dagegen die Pharifäer. Das sind die Leute, „die in Gerechtigkeit wandeln nach den Geboten des Herrn, im Gesetz, das er uns zu unserem Leben geboten hat“ (Psaln 14, 2). Die Gerechten hoffen auf die Erscheinung des Messias, des Davidssohnes und Königs Israels; in den Liedern kommt eine hochgespannte messianische Erwartung zum Ausdruck. Wir lernen das Bild kennen, das sich der Pharifäismus von dem kommenden Messias machte; besonders der 17. und 18. Psalm sind hierfür lehrreich. Der Messias wird Jerusalem reinigen von den Heiden, die es kläglich zertreten, und des Sünders Übermut zerfchlagen wie Töpfergefäße. Dann wird er ein heiliges Volk zusammenbringen, das er mit Gerechtigkeit regiert, und er wird richten die Stämme des von Gott geheiligten Volkes. Er verteilt die Söhne Gottes nach ihren Stämmen über das Land, und weder Beisaffe noch Fremder darf künftig unter ihnen wohnen. (Die Hoffnung zielt also ab auf die Herstellung eines reinen, durch keinen Zusatz von Fremden gemischten Gottesvolkes.) Und er hält die Heidenvölker unter seinem Joche, daß sie ihm dienen, und den Herrn wird er verherrlichen offenkundig vor der ganzen Welt und wird Jerusalem rein und heilig machen, wie es zu Anfang war, so daß Völker vom Ende der Erde kommen, seine Herrlichkeit zu sehen (vgl. Psalm 17, 21—31). Dies alles wird der Messias tun, nicht in irdischer Kraft, sondern in der Hilfe des Herrn; er ist rein von Sünde und voll heiligen Geistes, so daß sein Wort gleich Engelworten gilt. „Selig, wer in jenen Tagen leben wird und schauen darf das Heil des Herrn, das er dem kommenden Geschlechte

schafft unter der Buchtrute des Gesalbten des Herrn in der Furcht seines Gottes" (Psalm 18, 6. 7).

Es ist der Prüfstein für den Wert oder Unwert religiöser Richtungen, ob sie für die fortschreitende Offenbarung des lebendigen Gottes aufgeschlossen bleiben oder nicht. Der Pharisäismus stand in der großen Gefahr, sich in sein festgelegtes Programm einzuspinnen. Er wollte den Glauben und die Hoffnung Israels aufrecht erhalten und verdeckte doch den Blick zu Gott durch die Werkgerechtigkeit, die er aufrichtete, indem er durch angespannten Gesetzeszifer die Seligkeit des messianischen Reiches herbeiziehen und sich verdienen wollte. Der Kultus des Buchstabens blühte; der Geist der Frömmigkeit schwand dahin. Das Bemühen, sich mit dem Buchstaben, so gut es ging, abzufinden und den allzuschweren Forderungen der Gebote sich durch Hintertüren zu entziehen, führte zur Heuchelei. An die Stelle des verborgenen Gottesdienstes, wo der Betende nichts anderes als das Angesicht des heiligen Gottes sucht, trat die Ehrsucht und das Gepränge der Frömmigkeitswerke. Die andern Menschen sollten sehen und wissen, wie fromm man war. Man betete, fastete, gab Almosen vor den Leuten; man suchte das lobende Urteil der Menschen. So stand der Pharisäismus in Gefahr, in verhängnisvoller Selbstverblendung die Offenbarungsreligion, die den Menschen in Demut vor Gott stellt, in ihr Gegenteil zu verkehren. Wir wissen, daß der Pharisäismus dieser Gefahr erlegen ist. Als die Zeit erfüllet ward, als die langen prophetenlosen Jahrhunderte zu Ende gingen, als in Johannes dem Täufer der größte Prophet des alten Bundes auftrat und dann der Stärkere kam, der nicht mit Wasser, sondern mit Geist

taufen sollte, widersezten sich die Pharisäer als solche sowohl der Bußtaufe des Johannes als dem Heilandsrufe Jesu, der ihnen die Seligkeit des sich nun erschließenden Gottesreiches anbot. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr schließt das Himmelreich vor den Menschen zu; ihr selbst kommt nicht hinein, aber ihr laßt auch die, welche hineinkommen wollen, nicht hinein“ (Matth. 23, 13). Es ist ein erschütterndes Gericht, das der Herzenskündiger Jesus in einem siebenfachen Weheruf dem unbußfertigen Pharisäismus angedroht hat. Aber äußerlich triumphierte zunächst der innerlich gerichtete Pharisäismus. Der hohe Rat, in dem die Pharisäer um ihres Ansehens beim Volk willen die Macht der ausschlaggebenden Richtung besaßen, verurteilte den König der Wahrheit zum Tod und brachte den Mund des Messias Jesus zum Schweigen.

Das war die Lage des Pharisäismus in Jerusalem. Äußerlich stand er in hohen Ehren, umkleidet mit dem Glanz altehrwürdiger Tradition, angestaunt von der Masse des Volkes, das blind sich seiner Führung hingab, und das die ihm von diesen Führern aufgebürdeten Lasten geduldig trug. Innerlich aber war er erstarrt, religiös erstorben, von Jesus gerichtet. So war die Lage, als der junge Saulus Paulus die Tore der heiligen Stadt betrat und trunkenen Blickes zum Berge Zion, zur Stätte des Tempels hinaufblickte. Wonneschauer mögen seine Seele durchdrungen haben. Es erging ihm, wie es dereinst dem jungen Luther ergehen sollte, als er angesichts der ewigen Stadt, sich bekreuzend, ausrief: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!“ Was suchte der junge Pharisäer, was suchte der Diasporajude Saulus in Jerusalem?

Der Jüngling entstammte einer jüdischen Familie, der die Fremde, in die sie verschlagen worden war, mancherlei Güter und Gaben geboten hatte und noch bot. Seine Heimat war die Stadt Tarsus in Cilicien, eine der hervorragendsten Städte des südlichen Kleinasien, durch die Gunst der Lage ein vorzüglicher Handelsplatz, aber auch eine ausgezeichnete Pflanz- und Pflegestätte griechischer Bildung und Wissenschaft. Der Geograph Strabo rühmt von ihren Einwohnern, sie hätten in ihrem Eifer für Philosophie und allgemeine Bildung sogar Athen und Alexandria übertroffen. Es war eine providentielle Fügung, daß der Mann, den später sein apostolischer Beruf nötigte, wie den Juden ein Jude, so den Hellenen ein Hellene zu sein, seine Jugend in der Atmosphäre griechischen Wesens zubrachte. Er hat jedenfalls von früh an das Griechisch, das man auf den Straßen der Stadt sprach, durch praktischen Gebrauch erlernt. Er hat schon in seiner Jugend die Grundlagen zu jener Bildung gelegt, die, durch spätere Studien vervollständigt, ihn befähigte, Verse griechischer Dichter anzuführen oder in Athen mit epikureischen und stoischen Philosophen zu disputieren, wie denn auch der Reichtum des griechischen Wortschatzes und der Satzformen überrascht, der in seinen Briefen zutage tritt. Ein Vergleich liegt nahe. Wie ganz anders hört sich im Vergleich mit den Briefen des Apostels die Sprache des Johannesevangeliums an! In diesem redet ein Palästinenfer, der aramäisch denkt und spricht und an Stelle der aramäischen Worte und Sätze griechische setzt. Wie vieles dagegen ist in den paulinischen Briefen griechisch empfunden und ausgedrückt! Die Anfänge dieser ganz andern Anpassung an den griechischen Sprachgeist gehen

bei Paulus sicher in die Jugendzeit zurück. Aber freilich auch nur die Anfänge.

Die Sprache des Vaterhauses, in dem Paulus aufwuchs, die Sprache, die er von seiner Mutter lernte, war auch bei ihm das Hebräische, das heißt der aramäische Dialekt. Das Wort Abba, mit dem das Kind auf aramäisch seinen Vater anredet, kommt noch dem Apostel unwillkürlich, fast wie ein Naturlaut in die Feder, wenn er von dem Kindesgebet schreibt, zu dem der Geist Gottes den Christen treibt. Der Apostel fügt für die Galater (4, 6), für die Römer (8, 15) die griechische Übersetzung (ὁ πατήρ) hinzu; es ist ihm aber unmöglich, das liebe Wort zu unterdrücken, das sich ihm in der Zeit des erwachenden Bewußtseins eingeprägt hat. Der Geist, der im Vaterhause des Apostels waltete, war der streng gesetzliche des Pharisäertums. Seit mehreren Generationen gehörte die Familie der Partei an. Paulus konnte später vor dem hohen Rat in Jerusalem bekennen: Ich bin ein Pharisäer, Abkömmling von Pharisäern (Apostelg. 23, 6). Es entsprach den Überlieferungen der Familie, wenn für den Sohn des Hauses der Beruf des Rabbi, des Schriftgelehrten in Aussicht genommen wurde. Zur Vorbereitung für diesen Beruf gehörte aber nicht nur die gelehrte Unterweisung im Gesetz und in den Sagenen der Väter, sondern auch das Erlernen eines Handwerks. Es galt der Grundsatz, ein echter Rabbi müsse unentgeltlich lehren können. Also mußte er ein Handwerk verstehen. Die Hauptindustrie im cilicischen Tarsus war die Verarbeitung des aus Ziegenwolle bereiteten groben Filzstoffes, der geradezu den Namen cilicium trug. So wurde Paulus ein σκηνοποιός (Apostelg. 18, 3), das heißt nicht sowohl Teppich-

macher, wie Luther überfetzt hat, fonderu Beltmacher, vielleicht Beltfchneider, deffen Aufgabe es war, aus kleineren gewobenen Stoffftücken das Beltdach zufammenzufegen. Die Anfänge des Handwerks hat er wohl fchon in Tarsus erlernt; aber dann wurde er noch in jungen Jahren nach Jerufalem gefchickt, um unter dem angefehenften pharifäifchen Lehrer der Zeit, unter Rabbi Gamaliel dem Alten, feine Studien zu machen. Wir erfahren aus der fpäteren Zeit, daß eine Schwefter des Paulus in Jerufalem verheiratet war; ihr Sohn rettete dem Oheim das Leben, indem er dem römifchen Kommandanten Anzeige von einem gegen diefen gerichteten Mordplan erftattete (Apoftelg. 23, 16).

Indem wir an Rom und die römifche Befagung in Jerufalem erinnert werden, erwähnen wir noch ein Erbgut, das der junge Paulus aus dem Vaterhauſe mit in die Welt hinausnahm: es war der ererbte Befiß des römifchen Bürgerrechtes. Das Wort: *civis Romanus sum* hat den Apoſtel wiederholt vor gewalttätiger Mißhandlung und rechtlofer Verurteilung geſchützt. Über den römifchen Bürger breitete ſich weithin in der Welt die machtvoll ſchirmende Hand des römifchen Rechtes aus. Man wendete unter Umftänden große Summen auf, um das römifche Bürgerrecht zu erkaufen. Eben jener römifche Kommandant, Claudius Lyſias, hatte es ſich um ein großes Kapital erworben. Ihm konnte Paulus ſagen, daß er als römifcher Bürger fogar geboren ſei (Apoſtelg. 22, 28). Wie war die Familie zu dieſem koſtbaren Befigtum gelangt? Es iſt eine anſprechende Vermutung Theodor Zahns, wenn er eine alte, von Hieronymus übernommene und fortgepflanzte Überlieferung mit einem analogen Fall der Bürgerrechts-

erteilung kombiniert. Die Überlieferung besagt, daß die Familie ursprünglich in Gis-hala, einer durch den jüdischen Krieg bekannter gewordenen Stadt Galiläas, zu Hause gewesen sei, daß sie aber dann infolge kriegerischer Verwickelungen kriegsgefangen nach Tarsus gebracht worden sei. Das mag vielleicht im Jahre 4 vor unsrer Zeitrechnung geschehen sein; damals bei den Unruhen nach dem Tode des Königs Herodes des Großen hatte Galiläa schwer durch die Legionen des Statthalters von Syrien, P. Quintilius Varus, zu leiden — eben des Mannes, der später in dem Germanen Arminius seinen Meister finden sollte. Wie nun aber viele Juden, die Pompejus einst als Kriegsgefangene nach Rom gebracht und als Sklaven verkauft hatte, später freigelassen und mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt worden sind, so mag es nach einiger Zeit auch dem Vater des Paulus in Tarsus ergangen sein. Jedenfalls hatte er das römische Bürgerrecht schon vor der Geburt seines Sohnes erlangt; dieser ist als römischer Bürger geboren.

Trotz der Gaben, die von dem Geist der hellenistischen Umwelt und vom römischen Staatsrecht der Familie zugeflossen waren, mußte es dem Sohn des strengjüdischen, alt-pharisäischen Hauses, als er die Tore Jerusalems betrat, doch zu Mute gewesen sein, als komme er nun erst in seine eigentliche Heimat. In den Herzen der Diaspora-Juden, die fern vom Heiligtum Gottes in der Zerstreuung lebten, mußte etwas von der Stimmung nachzittern, die einst die Gefangenen des Volkes an den Wassern Babels erfüllt hatte, und die im 137. Psalm einen so ergreifenden Ausdruck gefunden hat: „Wie sollten wir des Herrn Lied

singen in fremden Landen? Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.“ Mußte nicht in der heiligen Stadt alle Sehnsucht des frommen Gemüthes gestillt, aller Tatendrang des für Gottes Gesetz entflammten Willens befriedigt werden? Mit den höchsten Erwartungen betrat der Jüngling den geheiligten Boden Jerusalems; mit brennendem Eifer ließ er sich im Lernhause Gamaliels zu den Füßen des Meisters nieder. Seine glühenden Hoffnungen sollten nicht erfüllt, seine Sehnsucht enttäuscht werden. Das Unerträglichste war, daß er sich die Enttäuschung nicht eingestehen durfte. Wie kam das?

Im siebenten Kapitel des Römerbriefes führt der Apostel das Verhältniß des Menschen zum Gesetz durch drei Stadien hindurch. Das erste Stadium ist das naive: das Kind lebt ohne Gesetz dahin, da ruht auch die Sünde. Dann kommt das Gebot, der Imperativ der Forderung. Ihm widerseht sich der natürliche, egoistische Wille. Das Gebot reizt zur Übertretung und weckt so die schlummernde Sünde auf, die nunmehr zur bewußten Übertretung wird. Aber auch im dritten Stadium, wenn der innere Mensch dem Gesetze Gottes zustimmt, kommt es doch um des anderen Gesetzes in unsern Gliedern willen durch den Imperativ der Forderung nicht zu wahrer Gesetzeserfüllung; solche schafft vielmehr nur der Geist, der Geist Gottes und Christi, der im Herzen die Kraft der Liebe entzündet und damit die Erfüllung zustande bringt, die das Gesetz vergebens erzwingen wollte. Man hat den Eindruck, daß der

Apostel aus eigener Erfahrung redet, und daß er im zweiten Stadium die ihm jetzt deutlich gewordenen Erfahrungen seiner pharisäischen Zeit beschreibt. „Das Gebot, statt Leben zu wecken, schlug für mich zum Tode aus; die Sünde benutzte das Gebot, mich durch dasselbe zu betrügen und zu töten“ (Röm. 7, 11). Man sieht in den inneren Kampf des Jünglings hinein. Er zerrieb und zermarterte sich in Beobachtung des Gesetzes und mußte sich doch bei nüchterner Prüfung sagen, daß er es nicht so hielt, wie es gehalten sein wollte. Was halfen die feinen Distinktionen der Schule, was nützten die scharfsinnigen Künste, mit denen man die Gesetzesmaschen hier enger, dort um so weiter zog? Kam dadurch Liebe zum Gesetz, vollends Liebe zu Gott und zum Nächsten zu stande? Im Gegenteil. Wie sollte man auch das Gesetz lieben, von dem man sich (man mußte es sich im stillen gestehen) verurteilt wußte? Kein Pharisäer ist durch seinen Gesetzesdienst zum Frieden mit Gott gekommen, auch der junge Paulus nicht — auch Jochanan Ben Zakkai nicht, der wirksamste unter den Rabbinen, die gleichzeitig mit den Aposteln des Herrn in Jerusalem standen. Als er auf dem Sterbebett Tränen vergoß, sagte er zu seinen verwunderten Jüngern: „Zwei Wege sind vor mir, der eine zum Garten Eden (ins Paradies), der andere zum Gehinnom (in die Hölle), und ich weiß nicht, auf welchen man mich führen wird; sollte ich da nicht weinen?“ Gesetzesdienst führt gerade ernste und peinliche Gemüther in die Heilungsgewißheit hinein. Man weiß schließlich doch nicht, wie man bei Gott angeschrieben ist. Das Gewissen aber sagt, daß es mit der Rechnung schlimm steht. Es ist zum Verzweifeln.

Wenn der ordentliche Weg der Gebote nicht zum Frieden führte, so halfen vielleicht außerordentliche Werke, ungewöhnliche Taten. Zu solchen fand ſich damals in Jeruſalem Gelegenheit. Als Paulus zu Gamaliels Füßen ſaß, begann der Kampf des hohen Rates mit der jungen, ſo raſch ſich ausbreitenden Chriſtengemeinde und ihren apoſtoliſchen Führern. Die um die Apoſtel geſcharten Chriſten oder Anbeter des Namens Jeſu Chriſti (Apoſtelg. 9, 14. 21) ſtellten ſich damals noch als eine rein innerjüdiſche Bewegung und Richtung dar. Die Chriſten waren darin den Juden gleich, daß ſie ſich zum Tempel, zur Ordnung des jüdiſchen Gemeindegottesdienſtes hielten und nach den Satzungen des moſaiſchen Geſetzes lebten. Sie unterſchieden ſich aber von den übrigen Juden durch den Glauben, daß in dem gekreuzigten und auferſtandenen Jeſus der dem jüdiſchen Volk verheiſſene Meſſias erſchienen und vorhanden ſei, und daß ſeine bevorſtehende Wiederoffenbarung die Vollendung des Weltlaufes herbeiführen werde. Die Verfolgung dieſer Richtung, die bei der Maſſe des Volkes um der Heilungen willen, die die Apoſtel vollbrachten, nicht unbeliebt war, ging von dem ſadducäiſch geſinnten Theil des hohen Rates, von der Prieſterſchaft aus; denn nichts war den Sadducäern verhaßter als der Auferſtehungs-glaube (vgl. Apoſtelg. 23, 6 ff.). Es iſt bekannt, wie der Pharifäer Gamaliel, der Lehrer des Paulus, dem Verfolgungszeifer der Sadducäer entgegentrat. „Laſſet ab von dieſen Leuten und gebt ſie frei. Denn wenn dieſes Vorhaben und dieſes Werk von Menſchen herſtammt, ſo wird es (wie geſchichtliche Beiſpiele zeigen) vernichtet werden; iſt es aber aus Gott, ſo vermöget ihr nicht, ſie zu vernichten, ohne

am Ende gar als Feinde Gottes zu erscheinen" (Apostelg. 5, 38. 39). Es ist nicht wahrscheinlich, daß der müde Rat des abgeklärten, resignierten Alters den Beifall des jungen Eiferers Paulus fand. Wie? Ein Rabbi, ein Schriftgelehrter muß doch von sich aus bestimmen können, ob eine Sache aus Gott ist oder nicht? Wozu studiert man denn sonst die Schrift? Und waren denn nicht die Gedanken dieser Schwärmer in jedem Fall verwerflich? Es grenzt doch an Gotteslästerung, einen Menschen, der am Kreuz gestorben war, der also unter das Fluchurteil des Gesetzes fiel (Deuter. 21, 23: „Ein Gehängter ist bei Gott verflucht“), als Messias anzusehen und für die Ausbreitung dieses Glaubens zu wirken. Die Gefahr der Propaganda zeigte sich sofort, als sie zu den griechisch redenden Diasporajuden übergrieff. Das geistesmächtige Zeugnis des Stephanus rief eine Bewegung hervor, die auch die Pharisäer in den Kampf gegen die Gemeinde Jesu hineinzog. Bei dem tumultuarien Vorgang der Steinigung des ersten Blutzengen der Gemeinde finden wir den jungen Pharisäerschüler beteiligt. „Die Zeugen legten ihre Kleider ab zu Füßen eines Jünglings, der Saulus hieß. . . Saulus hatte Wohlgefallen an seiner Hinrichtung. Und als an jenem Tage eine große Verfolgung über die Gemeinde in Jerusalem begann, bedrängte Saulus die Gemeinde; er drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Weiber fort und ließ sie ins Gefängnis werfen. . . . Und nicht genug damit: Saulus, noch schraubend Drohung und Mord gegen die Jünger des Herrn, ging zum Hohenpriester und erbat sich von ihm Briefe nach Damaskus an die Synagogen, um, wo er Anhänger der Lehre fände, Männer und Weiber,

sie gebunden nach Jerusalem zu führen“ (Apostelg. 7, 58; 8, 1—3; 9, 1. 2).

Die innere Erregung, von der das Gemüt des Paulus sich erfüllt zeigt, hatte dem Schüler Gamaliels das Lehrhaus verleidet. Er war vom Lernen zum Handeln übergegangen. Aus dem Pharifäerschüler war ein Fanatiker geworden. Religiöser Fanatismus ist immer ein untrügliches Zeichen innerer Friedlosigkeit. Das Streben nach eigener Gerechtigkeit führte den Unbefriedigten zu ungewöhnlichen, zu außerordentlichen Thaten. Die Verfolgung der Gemeinde reihte sich als letztes Glied in die mit allem Ernst unternommenen Versuche ein, durch eigenes Werk den Frieden der Seele, die Gemeinschaft mit Gott zu erringen. Konnte es ein gottgefälligeres Werk geben, als die Sekte in ihren Anfängen zu unterdrücken, deren gotteslästerlicher Glaube an einen gekreuzigten Messias zu Folgerungen führen mußte, die mit dem Fortbestand des von den Vätern ererbten Glaubens, mit dem Tempel- und Gesetzesdienst auf die Dauer unvereinbar waren? So stürmte Saulus fort. Da kam der entscheidende Tag seines Lebens. Es war der Tag, der ihm das Erlebnis vor Damaskus brachte.

Dritter Abschnitt.

Paulus der Beuge.

Wir stehen vor der entscheidenden Untersuchung. Das Urtheil über Paulus den Zeugen bestimmt mit Nothwendigkeit das Urtheil über Paulus den Christen und über Paulus den Apostel. Je nachdem man den Inhalt und den Wert des Zeugnisses, das er ablegt, so oder anders bestimmt und beurtheilt, wird das Gesamturtheil über Paulus überhaupt ausfallen. Wir wollen die Untersuchung mit aller Vorsicht und Behutsamkeit führen. Das Leichtere ist, den Inhalt seines Zeugnisses anzugeben; schwieriger ist, den Wert des Zeugnisses zu bemessen. Wir beginnen mit dem Leichteren und gehen aus von den eigenen Aussagen des Apostels, bevor wir den Bericht der Apostelgeschichte vergleichen.

Im ersten Korintherbrief, der, wie angenommen werden darf, um Ostern 57 unsrer Zeitrechnung, etwa 22 Jahre nach dem Damaskus-Vorgang geschrieben ist, stellt Paulus die Frage (9, 1): „Bin ich nicht frei? Bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht Jesum, unsern Herrn, gesehen?“ Das Wort Apostel steht hier in engerem Sinn, nicht gleichbedeutend mit Missionar, sondern in dem Sinn, wie wir das Wort bei der Apostelg. 1, 15 — 26 erzählten Erjagwahl

eines Apostels gebraucht finden. Der Apostel muß auf Grund eigenen Erlebnisses im stande sein, als „Zeuge der Auferstehung Jesu Christi“ aufzutreten. Diese notwendige Voraussetzung des Apostolats schreibt Paulus sich zu. Er hat Jesus (der Name bezeichnet die geschichtliche, am Kreuz gestorbene Persönlichkeit) so mit eigenen Augen zu sehen bekommen, daß er nun Zeuge seiner Herrenmacht und Herrenstellung sein kann und sein muß. Wenn er dann fortfährt: „Seid ihr nicht mein Werk in dem Herrn?“, so geht daraus hervor, daß der Herr, den er einst gesehen, sich tatsächlich und auf die Dauer zu dem Apostel bekannt hat, so daß ihm unter anderm auch die Gründung der korinthischen Gemeinde gelungen ist.

Ausführlicher handelt von dem entscheidenden Erlebnis des Apostels ein Abschnitt im fünfzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes. Der Apostel bespricht in großem Zusammenhang die Auferweckungsfrage und bekämpft den in Korinth hervorgetretenen Zweifel an der Möglichkeit der Auferweckung der Toten, d. h. der in Christo Entschlafenen. Dieser Zweifel stellt die ganze Heilsbotschaft in Frage; er ist von grundstürzender Natur. Darum erinnert der Apostel zu seiner Widerlegung zunächst an die Hauptstücke der christlichen *παράδοσις* d. h. der feststehenden Überlieferung, wie er sie selbst empfangen und weitergegeben hat. „Ich habe euch in erster Linie überliefert, was ich auch überkommen habe, daß Christus starb für unsere Sünden gemäß den Schriften, und daß er begraben wurde, und daß er auferweckt worden ist am dritten Tage gemäß den Schriften, und daß er erschien dem Kephas, dann den Zwölfen. Hernach erschien

er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten noch leben und nur etliche entschlafen sind. Hernach erschien er dem Jakobus, hernach den Aposteln sämtlich" (1. Kor. 15, 3—7). Die hier mitgeteilte, in festgeprägter Form auftretende Tradition geht auf die Muttergemeinde in Jerusalem zurück, worauf z. B. der aramäische Name des Petrus, Kephas, und die Aufführung der dem Jakobus insonderheit zu teil gewordenen Erscheinung hinweist; Jakobus erscheint in der Apostelgeschichte als das Haupt der Muttergemeinde. Der Sinn der Tradition steht außer allem Zweifel. Es kommt der Glaube zu unzweideutiger Aussage, daß der gestorbene und begrabene Christus leibhaftig wieder erweckt worden ist (wie könnte sonst überhaupt von einem „Erwecktwerden“ die Rede sein!), und daß er in ein Leben übergegangen ist, von dessen Wirklichkeit er diejenigen, die die berufenen Zeugen seiner Auferweckung werden sollten, und noch mehr als nur diese durch sinnenfällige Erscheinungen überführte. Das Verbum ὤφθη, das wir mit „er erschien“ übersetzt haben, bedeutet: er wurde gesehen. In dem Verbum selbst liegt auch nicht der leiseste Hinweis darauf, daß es sich um ein visionäres, durch besondere Disposition und psychische Veranlagung der betreffenden Personen ermöglichtes Sehen gehandelt habe. Wenn man ein Begriffsmoment hervorheben wollte, so müßte es das des unvermuteten, plötzlichen Erscheinens sein. So redet z. B. Stephanus in seiner Verteidigungsrede vor dem hohen Rat davon, daß Moses am nächsten Tag, nachdem er einem seiner Brüder gegen einen Ägypter beigestanden war, ihnen erschien (ὤφθη), als sie in unbrüderlicher Weise sich zankten; das war, wie Bengel in seinem Gnomon mit

Recht bemerkt hat, ein unvermutetes Sichsehenlassen, das die Streitenden überraschte (ultro, ex improviso).

In die Reihe dieser Erscheinungen des Auferweckten, wie sie Gegenstand des urchristlichen Zeugnisses und Bekenntnisses waren, stellt nun der Apostel sein eigenes Erlebnis vor Damaskus. „Zuletzt aber von allen — erschien er auch mir.“ Doch nein, so schreibt Paulus nicht, sondern überwältigt von dem Gedanken, daß er der geringste unter den Aposteln ist, der nicht wert ist, Apostel zu heißen, weil er die Gemeinde Gottes verfolgt hat, schiebt er einen Vergleich ein, der seinen Abstand von den Jüngern Jesu, denen Erscheinungen des Auferstandenen zuteil geworden waren, mit starkem Ausdruck beleuchtet. Bei jenen wurde der schon vorhandene, nur erschütterte Glaube von kindlichen Anfängen zur Mannesreife gebracht; den Zustand aber, in dem er sich selbst damals befand, vergleicht er mit dem eines vorzeitig geborenen, lebensunfähigen Kindes. „Zuletzt von allen — gleichwie der Fehlgeburt erschien er auch mir.“ Es war lediglich Gottes Gnade, daß aus ihm, der, natürlich angesehen, nicht die geringste Fähigkeit dazu besaß, durch die Erscheinung Jesu Christi ein Apostel geworden ist, und zwar ein Apostel, der nun sagen kann, er habe mehr erarbeitet als sie alle. Aber auch die reiche Frucht seiner Arbeit erwähnt er nicht im Sinne des Selbstruhms, sondern zum erneuten Preis der Gnade Gottes. „Es sei nun ich oder es seien jene — so predigen wir, und so seid ihr zum Glauben gekommen.“ Die christliche Predigt ist die Predigt von dem Auferweckten.

Bei den Folgerungen, die dann (1. Kor. 15, 12 ff.) der Apostel aus dem Inhalt der christlichen Verkündigung

zieht, interessiert uns in unserm Zusammenhang am meisten die Bestimmtheit, mit der er den Begriff des Zeugen in voller Schärfe entwickelt. „Wenn Christus nicht auferweckt ist, — dann werden wir als falsche Zeugen gegen Gott erfunden, weil wir wider Gott gelogen haben, daß er Christum auferweckt habe, während er ihn doch nicht auferweckt hat, wenn wirklich Tote nicht auferstehen“ (1. Kor. 15, 15). Die Worte „Zeuge“ und „Zeugnis“ gehören zu den im Lauf der Zeiten ihres Inhaltes entleerten und entwerteten Begriffen; sie sind dagegen im Neuen Testament von den Personen, die sie anwenden, mit vollem Bewußtsein und mit voller Erkenntnis der in dem Wort enthaltenen Verpflichtung gebraucht. Zeuge ist ein Wissender, der das, was er gesehen und gehört hat, im Auftrag dessen, der ihn gesendet hat, kundgibt, damit man ihm glaubt. Daraus ergibt sich eine doppelte Verpflichtung. Ein Zeuge hat, ohne darauf zu achten, ob sein Zeugnis den Menschen gefällt oder nicht, mit allem Freimut den Inhalt der von ihm erlebten und erkannten Wahrheit mitzuteilen. „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben“, bezeugen die Apostel Petrus und Johannes unerschrocken vor dem hohen Rat (Apostelg. 4, 20). Andererseits hat sich der Zeuge vor jeder Einmischung eigener Erfindung, vor jeder Änderung des durch Sehen und Hören gewonnenen Erfahrungsurteils aufs sorgfältigste zu hüten; sonst wird er ein falscher Zeuge, der lügnerische, falsche Aussagen macht, die nicht auf Wahrheit beruhen. Wer aber Lügen vorbringt als falscher Zeuge, der gehört, wie schon die Sprüche Salomos bezeugen, zu denen, die Gott haßt, und die ihm ein Greuel sind (Sprüche 6, 16. 19).

„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“, schärfte eines der zehn Gebote jedem Israeliten ein. Wer wollte es wagen, vollends wider Gott als falscher Zeuge aufzutreten? Wenn man die Ausführungen des Jakobusbriefes vergleicht, erkennt man, mit welchem Ernst die Lehrer der jüdischen Christenheit vor jeder Art von Zungenünden gewarnt haben. „Euer Ja sei Ja, euer Nein sei Nein, damit ihr nicht dem Gerichte verfallt“ (Jak. 5, 12). Dies ernste Bemühen, die Wahrheit zu reden, ging auf Jesu eigene Unterweisung zurück. Der Mensch hat für die Worte aufzukommen, die aus seinem Munde hervorgehen. Für jedes nichtsnutzige Wort wird man Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts. „Denn aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verurteilt werden,“ sagt Jesus (Matth. 12, 37).

So haben wir guten Grund anzunehmen, daß Paulus den Satz, den wir besprechen, mit vollem Bewußtsein und mit ruhiger Überlegung seiner Tragweite niedergeschrieben hat. Würde es sich bei den Erscheinungen des Auferweckten, die mit der dem Verfolger der Gemeinde zuteil gewordenen Erscheinung ihr Ende erreicht haben, irgendwie um Eingebildung, um eine auf Autosuggestion beruhende Selbsttäuschung, geschweige denn um Erfindung der Zeugen handeln, so wäre der Apostel nichts mehr und nichts weniger als ein falscher Zeuge. Er will selbst kein milderes Urteil haben. Seine christliche Gegenwart ist dann nicht besser als seine pharisäische Vergangenheit. War diese charakterisiert durch die Sünde des Verfolgers, so ist die Gegenwart mit der schweren Schuld des falschen Zeugen belastet. Aus grober Sünde ist dann der Apostel sein Leben

lang nicht herausgekommen. Macht wirklich das Leben und die Arbeit des Heidenapostels diesen Eindruck?

Indes begegnet uns hier ein starker Einwand. Gewiß, sagt man, für den Apostel selbst gab es nur das Entweder — Oder des wahren Zeugen oder des Lügners. Er war persönlich felsenfest überzeugt, wirklich den auferstandenen Christus gesehen zu haben; es war ihm, wie er den Vorgang 2. Kor. 4, 6 beschreibt, als ob ein blitzartiger Lichtstrahl wie der am ersten Schöpfungstag in ihm die Erkenntnis von der auf dem Angesichte Christi leuchtenden Herrlichkeit Gottes gewirkt habe. An der ehrlichen Überzeugung des Apostels, so sagt man, sei nicht zu zweifeln. Wer aber die Frage mit den Aufschlüssen moderner Geschichtsbetrachtung und moderner Psychologie zu beantworten suche, dem zeige die Geschichte der zahlreichen religiösen Visionen aus allen Jahrhunderten und die Psychologie dieser Visionen eine dritte Möglichkeit, die über das vom Apostel gestellte peinliche Entweder — Oder hinausführe. Die religiösen Visionäre halten das, was sie sehen und vernehmen, sie halten die Vorgänge, die sie beschreiben, für wirkliche, äußere Vorkommnisse, und doch sind die Offenbarungen, deren sie gewürdigt zu sein glauben, nur Hervorbringungen des krankhaft erregten eigenen Innenlebens. Es handelt sich um Offenbarungen, die aus der geheimsten Tiefe der Menschenseele hervorbrechen, die auch mit den vorwärts treibenden Mächten der Zeit im Zusammenhang stehen, so daß diese Propheten des eigenen verborgenen Ichs zugleich dem Geist der Zeit zum Ausdruck helfen. So war es etwa mit den Visionen der heldenmütigen Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans. Sie

sah den Erzengel Michael in der Gestalt und Tracht eines würdigen Mannes; sie sah Heilige, die reiche Kronen trugen. „Ich habe sie gesehen, wie ich euch sehe“, versicherte sie ihren Richtern. Und doch war der Erzengel Michael, der zu ihr sprach, im Grunde nur das Mitleid mit dem französischen Volk und mit seinem Könige.

Ich bin erstaunt zu sehen, daß der Apostel selbst diesen Erklärungsgrund, von dem sich heute viele blenden lassen, mit klarer Unterscheidung ausgeschaltet und beseitigt hat. Denn einmal versichert er ja, daß ihm, dem Todfeind Jesu Christi und seiner Gemeinde, alle subjektiven Voraussetzungen und Bedingungen gefehlt haben, die eine Christusvision hervorzubringen geeignet waren. Als der Auferstandene ihm erschien und ihn in seinen Dienst rief, trat nicht der Gegenstand seiner eigenen glühenden Sehnsucht in visionärer Form vor sein inneres Auge; es brannte vielmehr in seiner Seele eine ganz andere Glut, als das Feuer einer zu visionären Zuständen hinüberführenden Jesusbegeisterung; „widerwillig, ohne mein Wollen bin ich mit dem Amte betraut worden“, bekennet er 1. Kor. 9, 17 (nach richtiger Auslegung der Stelle). Und dann unterscheidet er selbst sehr genau das Damaskus-Erlebnis als ein nur einmaliges und einzigartiges von allen späteren ihm zuteil gewordenen Offenbarungen, Erscheinungen und Gesichtern oder Visionen. Wir haben z. B. in der Stelle 2. Kor. 12, 2 ff. die Beschreibung einer Vision, die Paulus als Christ erlebt hat, die also in eine Zeit fällt, da seine Seele von der Herrlichkeit der in Jesus Christus ruhenden Gotteswelt bis in ihre geheimste Tiefe erfüllt war. Was lesen wir an der Stelle? „Ich kenne einen Menschen in Christo, vor vierzehn Jahren

— ist er in dem Leibe gewesen, so weiß ich's nicht; oder ist er außer dem Leibe gewesen, so weiß ich's auch nicht; Gott weiß es — der ward entzückt bis in den dritten Himmel. Und ich kenne denselbigen Menschen; ob er in dem Leibe oder außer dem Leibe gewesen ist, weiß ich nicht; Gott weiß es. Er ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.“ Es mag sein, daß diese ins Jahr 43 fallende Vision der Zeit angehört, als Barnabas in Tarsus erschien, um Paulus zur Mitarbeit an der heidenchristlichen Gemeinde in Antiochien zu holen (Apostelg. 11, 25), und daß dies visionäre Erlebnis seinen Entschluß unterstützte. Jedenfalls war es ein Erlebnis in der Ekstase; das klare Selbstbewußtsein war geschwunden; die himmlischen Worte, die Paulus in seliger Verzückung gehört hatte, konnte er in menschlicher Sprache nicht wiederholen. Verhielt es sich so auch mit dem Damaskus-Vorgang? O nein; die Worte, die ihn zu Boden geworfen hatten, vergaß er sein Leben lang nicht. „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“

Ich habe bisher von dem Bericht der Apostelgeschichte geschwiegen; wir ziehen ihn nun zur Ergänzung heran und tun dies mit der gut begründeten, jetzt auch von kritischer Forschung geteilten Überzeugung, daß das eine Zeitlang viel angefochtene Werk wirklich von Lukas, dem Missionsarzt und Gehilfen des Apostels Paulus, herrührt, und daß also der Bericht über den Damaskus-Vorgang aus erster Quelle geschöpft ist (vgl. die Vorträge über die vier Evangelisten, München 1906, S. 55 ff.). Welches Gewicht auf den Vorgang gelegt wird, zeigt sich schon darin, daß er nicht

weniger als dreimal erzählt wird: im Fluß der Erzählung Kap. 9 und dann in zwei Reden, die Paulus vor dem Volk zu Jerusalem Kap. 22 und dann vor dem König Agrippa II. und dem römischen Prokurator Festus Kap. 26 gehalten hat. Der Vorgang ist eben für das Werk, das die Geschichte des Evangelisirens, des Laufes des Evangeliums von Jerusalem nach Rom erzählt, von entscheidender Bedeutung; handelt es sich doch um den Hauptträger der Missionsarbeit im ganzen zweiten Teil der Apostelgeschichte. Man soll es wissen, auf welchem Wege Paulus Christ und Apostel geworden ist, und wie er auf Grund seines Erlebnisses Juden und Heiden, Jerusalemern und Römern den gekreuzigten und auferstandenen Christus als alleinigen Retter und Heiland bezeugt hat — Jesus Christus, der ihm bei Damaskus erschienen war. Der ganze Nachdruck des dreimaligen Berichtes liegt auf der Manifestation des zur Rechten Gottes erhöhten Herrn, der seinem fanatischen Gegner, dem Verfolger seiner Gemeinde, persönlich entgegentrat. Während die moderne Betrachtungsweise vom Menschen ausgeht und die Frage stellt, wie es gekommen ist, daß Paulus sich bekehrt hat, schaut der biblische Bericht zu dem König des Gottesreiches empor, der herrscht mitten unter seinen Feinden, und erzählt, wie er durch seine Erscheinung den Verfolger niedergeworfen und ihn auf den Weg des Heils gewiesen hat. So hat er sich sein auserwähltes Rüstzeug zubereitet; er hatte, indem er dem Einen sich offenbarte, dabei eine Welt von Sündern im Auge, den der Begnadigte zum Glauben rufen sollte. Der in seinen Wahn verrannte Pharisäer, der Eiferer um das Gesetz Gottes, der den Gekreuzigten für einen toten, von

Gott verworfenen Mann hielt, der in der Einbildung lebte, er tue Gott einen Dienst daran, wenn er die Gemeinde Jesu zerstöre (Joh. 16, 2), sollte den allerdeutlichsten Beweis von der Lebensherrlichkeit des Erhöhten erhalten; er sollte, wie in diesem Grade keiner vor ihm und keiner nach ihm, erfahren, was Sünde und Schuld, aber auch was Gnade und Barmherzigkeit sei, damit der Verfolger zu Boden geworfen, der Gebeugte, dessen ganzes Lebenswerk zerbrochen war, erhoben würde und der Begnadigte dem Heiland als Zeuge und Sendbote dienen sollte zu allen Völkern. Indem Jesus seinem Hauptfeinde und Verfolger erschien, ist er allen seinen Feinden, der ganzen Sünder- und Heidenwelt erschienen. Das ist die Bedeutung des Vorgangs. Kann man ihn einfacher, schlichter, mit überzeugenderem Nachdruck schildern hören, als mit den Worten, mit denen nach dem Bericht der Apostelgeschichte Paulus ihn dem Volk von Jerusalem erzählt hat? „Es geschah aber, da ich hinzog und nahe bei Damaskus kam, daß mich um Mittag plötzlich ein starkes Licht vom Himmel her (heller denn der Sonne Glanz 26, 13) umstrahlte. Ich fiel zu Boden und hörte eine Stimme, die sprach zu mir: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Ich aber antwortete: Wer bist du, Herr? Und er sprach zu mir: Ich bin Jesus, der Nazaräer, den du verfolgst. Meine Begleiter aber hatten wohl das Licht gesehen, die Stimme aber dessen, der mit mir redete, hörten sie nicht. Ich sprach aber: Herr, was soll ich tun? Der Herr aber sprach zu mir: Stehe auf und gehe nach Damaskus, dort wird man dir sagen von allem, das dir zu tun verordnet ist. Da ich aber von dem Glanze des Lichtes das Gesicht verlor, wurde ich von meinen Begleitern

an der Hand geführt und kam so nach Damaskus. Es war aber ein gottesfürchtiger Mann nach dem Geheh, Ananias, für den alle dort wohnenden Juden ein gutes Zeugnis ablegten, der kam zu mir, stellte sich vor mich hin und sprach zu mir: Saul, mein Bruder, werde wieder sehend! Und zur Stunde sah ich ihn. Er aber sprach: Der Gott unsrer Väter hat dich zuvor erwählet, daß du seinen Willen erkennen solltest und sehen den Gerechten und hören die Stimme aus seinem Munde; denn du sollst sein Zeuge zu allen Menschen sein von dem, was du gesehen und gehört hast. Und nun was zögerst du? Stehe auf, laß dich taufen und deine Sünden abwaschen, indem du den Namen des Herrn anrufst." (Apostelg. 22, 6—16).

Was könnte man aus diesem Bericht als ungeschichtlich wegstreichen, und was müßte man stehen lassen? Jedenfalls ist die Taufe geschichtlich und Ananias, der sie erteilt hat, und die dreitägige Blindheit, die jetzt ihr Ende erreichte (vgl. Apostelg. 9, 9). Aber diese Blindheit muß doch eine Ursache gehabt haben; infolge eines bloß inneren seelischen Vorgangs, von dem manche allein wissen wollen, pflegt man doch nicht blind zu werden. Und das Zeugnis, das der Apostel vor unwilligen Zuhörern in Jerusalem abgelegt hat, muß ihm doch befohlen worden sein; denn ohne Grund schlägt man sein Leben nicht in die Schanze. Als er am Schluß seiner Rede von seiner Sendung unter die Heiden redete, schrieen sie: Weg mit dem von der Erde, er darf nicht am Leben bleiben! (V. 22). Kann man einen zureichenden Grund für das gesamte Wirken des Apostels und für die Freudigkeit seines Wirkens finden, wenn man den Herrn wegstreicht, der ihm den Stoß zu einer ewigen Be-

wegung gegeben hat? Und doch wird die Beurteilung des apostolischen Zeugnisses verschieden bleiben. Das liegt aber weder an dem Apostel noch an dem Herrn, der ihn gesendet hat, sondern an den Beurteilern selbst.

Das schärfste Verdammungsurteil hat Friedrich Nietzsche gefällt, der Verkündiger des Zarathustra = Übermenschen. Nicht nur in der „Morgenröte“ (1880/81) hat er die stärksten Anklagen gegen Paulus geschleudert, dessen Geschichte die Geschichte einer der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen und eines ebenso abergläubischen als verschlagenen Kopfes sei (Nietzsche's Werke, Taschen-Ausgabe, Band V, Leipzig 1906, S. 64—68), sondern auch in seinem Buch „Der Antichrist“ wirft er ihm bewußte Lüge und Heuchelei vor. „Paulus verlegte einfach das Schwergewicht des ganzen Daseins (des Erlösers) hinter dies Dasein, — in die Lüge vom „wiederauferstandenen“ Jesus. Er konnte im Grunde das Leben des Erlösers überhaupt nicht brauchen, — er hatte den Tod am Kreuz nötig und etwas mehr noch . . . Einen Paulus, der seine Heimat an dem Hauptsitz der stoischen Aufklärung hatte, für ehrlich halten, wenn er sich aus einer Hallucination den Beweis vom Koch-Leben des Erlösers zurecht machte, oder auch nur seiner Erzählung, daß er diese Hallucination gehabt hat, Glauben schenken, wäre eine wahre niaiserie (Albernheit) seitens eines Psychologen: Paulus wollte den Zweck, folglich wollte er auch die Mittel . . . Was er selbst nicht glaubte, die Idioten, unter die er seine Lehre warf, glaubten es. — Sein Bedürfnis war die Macht; mit Paulus wollte nochmals der Priester zur Macht, — er konnte nur Begriffe, Lehren, Symbole brauchen, mit denen man Massen

tyrannisiert, Herden bildet.“ (Nietzsche's Werke, Taschen-Ausgabe, Band X, Leipzig 1906, S. 413.) — Doch genug mit diesen Äußerungen blinden Hasses, der die Dinge völlig auf den Kopf stellt. Es werden immer nur wenige sein, die der geschichtlichen Wahrheit in solcher Weise Hohn zu sprechen die Verwegenheit haben.

Dagegen wird die vermittelnde Theorie, die mit Hallucinationen, mit „subjektiven“ oder „objektiven“ Visionen die Bekehrung des Apostels zu erklären versucht, auch fernerhin ihre Zauberkraft an allen denen versuchen, denen es zu mühsam ist, das Verhältnis von Ursache und Wirkung bis zum Ende durchzudenken, und die daher auf halbem Wege stehen bleiben. Was wir ihnen entgegen zu halten haben, hat dieser ganze Vortrag zu zeigen versucht. Es ist ein Mißbrauch der Psychologie, wenn man sie in Anspruch nimmt, um die Erscheinung des erhöhten Herrn als einen von Paulus selbst gewirkten, rein inneren Vorgang in seiner Seele darzustellen. Die Psychologie hat bei der Bekehrung des Apostels ihre Stelle, aber nicht bei der Frage, wie es zu der Erscheinung des Herrn gekommen ist, sondern bei der Beantwortung der Frage, wie die Erscheinung den zu Boden Geworfenen auf die Bahn des Glaubens hat treiben können. Hier kommen psychologische Vermittelungen in Betracht. Nun gestand sich der Gedeimütigte ein, was er bisher gewaltsam unterdrückt hatte, daß er mit allem Gesezesseifer keinen inneren Frieden sich hatte erringen können, daß er vielmehr, wie er Römer 7, 10 so ergreifend schildert, unter dem Gesetz ein toter Mann war. Nun erschien ihm die Freudigkeit des sterbenden Märtyrers Stephanus oder auch die leidenswillige Geduld der von

ihm selbst verfolgten Christen als Wirkung desselben Herrn, dessen Herrlichkeit er zu schauen bekommen hatte. So drängten diese inneren Erfahrungen den Gebeugten und Zerklagenen dazu, das Wort der Gnade dankbar und demütig hinzunehmen, das Ananias ihm verkündigte. Es wurde ihm zu schwer, „wider den Stachel zu lösen“ (Apostelg. 26, 14). Aber nimmermehr wären psychologische Zustände imstande gewesen, die Erscheinung hervorzurufen, die eine so entscheidende Wirkung im Leben des Paulus geübt hat.

Die Abwehr aller falschen Erklärungsversuche möchte ich in die Worte fassen, die der Erlanger Schrifttheologe von Hofmann über diese Frage geschrieben hat. Er äußert sich so (vgl. Vermischte Aufsätze von Prof. von Hofmann, zusammengestellt von Dr. Schmid, Erlangen 1878, S. 110 und 111): „Wer der Aussage des Apostels Glauben schenkt, muß als geschichtliche Tatsache anerkennen, daß Paulus durch einen von ihm schlechthin unabhängigen Vorgang und ohne menschliches Zutun einen Eindruck empfangen hat, infolgedessen er von nun an eben den Jesus seines gesamten Lebens Grund und Inhalt sein ließ, dessen Bekenntnis auszurotten er bis dahin für seine heiligste Pflicht gehalten hatte. Und zwar bestand dieser Eindruck darin, daß er sich überführt sah, der Gefreuzigte stehe wirklich, wie seine von ihm deshalb verfolgten Jünger bekannten und lehrten, in überweltlichem leiblichem Leben, und sei also wirklich aus dem Tode zu solchem Leben wiedererstanden. Ist es nun in Wahrheit eine Selbstdarstellung und Selbstbezeugung des Auferstandenen gewesen, welche diesen Eindruck in ihm wirkte, so begreift es sich, daß er aus einem Verfolger seines Namens ein Be-

kenner desselben ward. Ist ihm dagegen nur etwas begegnet, was er sich so deutete, als ob ihm Jesus erschienen sei, so bleibt beides unbegreiflich, wie er dazu kam, es sich so zu deuten, während er das Gegenteil einer Vorbedingung solcher Deutung in sich trug, und wie ein solcher Eindruck, gesetzt auch, daß er ihn empfing, sein ganzes Wesen zum Glauben an Jesum umzukehren vermochte, statt ihn aufzufordern, dasjenige, was bis dahin den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte, wider dieses Blendwerk Satans zu behaupten. Bei einer Unbegreiflichkeit muß sich beruhigen, wer die Tatsache, in welcher die Entstehung einer heidnischen Christenheit gründet, um deswillen anders, als Paulus selbst sie bezeugt, deuten zu müssen meint, weil er das, was Paulus erlebt haben will, aus andern als geschichtlichen Gründen (d. h. aus Gründen der sogenannten Weltanschauung und der Wunderleugnung) für eine Unmöglichkeit achtet; wogegen für den christlich Gläubigen die Tatsache, aus welcher sich die Bekehrung und somit das Werk des Paulus begreift, mit dem Inhalte seines eigenen Lebens, dessen er sich im Glauben gewiß ist, in Übereinstimmung steht.“

Der letzte Gedanke berührt die Hauptfrage, auf die es bei der Zustimmung zu der ganzen Untersuchung ankommt. Wir werden dem Bericht des Apostels Paulus von der Erscheinung des erhöhten Jesus Christus bei Damaskus um so lieber zustimmen, je mehr wir eigene Erfahrungen von dem Leben und gegenwärtigen Wirken unsres Heilandes gemacht haben. Der Herr, der sich im ganzen seitherigen Verlauf der Welt- und Kirchengeschichte bezeugt hat, bezeugt sich auch heute noch als der Lebendige. Nicht als ob wir ihm die Art seiner Bezeugung vorschreiben könnten, wie Gegner des

Christentums höhnisch gefordert haben, Jesus solle auch ihnen wie dem Saulus erscheinen, dann würden sie glauben. Dieße sich Jesus Vorschriften geben, wäre er der Knecht und nicht der Herr. Aber die christliche Gemeinde weiß, daß der Herr, dessen Namen sie ausruft, bei ihr ist alle Tage und ihre Gebete anhört. Und auch heute noch handelt der Erhöhte nach dem Wort, das er den Apostel als Antwort auf flehentliches Gebet hat hören lassen: „Meine Gnade genügt dir; denn die Kraft kommt an der Schwachheit zur Vollendung“ (2. Kor. 12, 9).

Zum Schlusse aber sei noch auf eine Folgerung hingewiesen, die sich unmittelbar ergibt, wenn man in Paulus den Zeugen des auferstandenen Herrn Jesus sieht, der er selbst sein will. Der Gegensatz, den man zwischen der Verkündigung Jesu und der Lehre des Apostels Paulus hat finden wollen, bricht in sich selbst zusammen. Gewiß, es sind mancherlei Unterschiede vorhanden. Aber diese Unterschiede hängen mit dem Fortschritte der Heilsgeschichte zusammen, der mit der Vollendung der irdischen Lebensarbeit Jesu und mit dem Übergang des Evangeliums von den Juden zu den Heiden gegeben ist. Jesus hatte in den Tagen seines Fleisches sich als der Hirte der verlorenen Schafe vom Hause Israel erwiesen, der mit Wort und Tat sie in das Haus des Vaters führen wollte. Als er sein Leben gelassen und wieder angenommen hatte zum Besten der Schafe, fing er an, durch das Zeugnis seiner Sendboten, vor allem durch die Predigt des Heidenapostels die andern Schafe herbeizuführen, die nicht aus der Hürde Israels waren, und so die Heidenvölker zu der Gemeinde des Heils zu versammeln. Das Zeugnis des Apostels von

dem gekreuzigten und auferstandenen, von dem gegenwärtigen und wiederkommenden Herrn Jesus Christus bleibt die Grundlage der Heidenchristenheit. Es ist das Zeugnis des Mannes, dem, wie er an Timotheus schreibt, darum Erbarmung widerfahren ist, auf daß an ihm zuerst Jesus Christus seine ganze Langmut zeigen sollte zum Vorbild für die, die in Zukunft an ihn glauben und zum ewigen Leben gelangen sollten (1. Tim. 1, 16). So bleibt Paulus unser Apostel, und wir werden es nie bereuen, wenn wir sein Zeugnis annehmen.

Bierter Abschnitt.

Paulus der Missionar.

Wir wenden uns der Besprechung des Lebenswerkes des Apostels zu und beginnen mit der Schilderung seiner missionarischen Thätigkeit, die in mehrfacher Beziehung als etwas Einzigartiges in der Geschichte der christlichen Kirche dasteht. Als er von dem syrischen Antiochia aus seine Missionsreisen begann, stand die vorwiegend heidenchristliche Gemeinde, die dort entstanden war und an deren Ausdehnung er mitgearbeitet hatte, vereinzelt da. Als er seinen Lauf vollendete, hatte er das römische Weltreich in seiner ganzen Ausdehnung von Osten nach Westen durchquert und an hervorragenden Mittelpunkten der römischen Provinzen Christengemeinden gegründet, von denen aus die Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt in die nähere und entferntere Umgebung drang. Der Beginn der ersten Missionsreise fällt etwa in das Frühjahr 50 unserer Zeitrechnung, fünfzehn Jahre nach der Bekehrung des Apostels; sein Märtyrertod gehört jedenfalls noch der Zeit Neros an und ist etwa Ende 66 anzusetzen. In der Mitte liegt ein Zeitraum von sechzehn Jahren, der aber durch mehrjährige Gefangenschaften, eine zweijährige in Cäsarea (58—60) und

eine zweijährige in Rom (61 — 63), bedeutend abgekürzt wird. In einer kurzen Arbeitszeit von zwölf Jahren hatte Paulus das Evangelium vom fernen Osten bis zum äußersten Westen, bis nach Spanien getragen und die damalige Kulturwelt mit seinem Schall erfüllt. Das war die Arbeit des auserwählten Rüstzeuges, das der Herr bei Damaskus sich gewonnen hatte.

Die Arbeit des Apostels hat aber nicht nur den Raum durchdrungen, sondern sie erfüllt auch die christlichen Zeiten bis zur Gegenwart herab und über diese hinaus. Das teilweise umstrittene Erbe von dreizehn paulinischen Briefen erschöpft durchaus nicht den ganzen Reichtum seiner brieflichen Aussprachen; wir können aus Andeutungen der erhaltenen Briefe (z. B. aus 1. Kor. 5, 9) auf verlorene schließen, und Paulus hat gewiß noch mehr Briefe geschrieben, als wir nachrechnen können. Aber dieses der Zahl nach beschränkte Erbe hat sich als ein überaus kostbarer Schatz der Kirche erwiesen, als ein Ferment von treibender, aufrüttelnder Kraft. Die wichtigste kirchengeschichtliche Bewegung der neueren Zeit, die Reformation, ist ohne das Dasein und Wirken der paulinischen Briefe undenkbar. Luther erscheint als ein Mitarbeiter des Paulus, der durchaus in seinen Spuren geht.

Der unvergleichliche Arbeiter von Gottes Gnaden hat nicht seine eigene Ehre gesucht. Er hat nicht Sorge getragen, daß das überreiche Maß von Mühe und Arbeit, von Kämpfen und Leiden, die er als Missionar durchgemacht und getragen hat, in seinen einzelnen Bestandteilen zur Kunde der Nachwelt käme. Unsere Kenntnis, die aus dem Bericht der auf ein großes Ziel gerichteten, den Siegesgang des Evangeliums von Jerusalem nach Rom darstellenden Apostelgeschichte des Lukas und aus den geschichtlichen Andeutungen der paulinischen

Briefe zu schöpfen ist, umspannt zwar die Hauptstadien der Missionsarbeit des Apostels, bleibt aber in der großen Menge der Einzelheiten fragmentarisch, lückenhaft. Schon im Jahre 57 konnte Paulus, als der Kampf mit seinen Gegnern ihn zur Vergleichung ihrer beiderseitigen Leiden nötigte, in summarischer Aufzählung davon reden, daß er von jüdischen Ortsobrigkeiten fünfmal je vierzig Streiche weniger einen empfangen habe. „Dreimal bin ich (nach römischer Sitte) mit Ruten gepeitscht, einmal gesteinigt worden. Dreimal erlitt ich Schiffbruch, einen Tag und eine Nacht war ich der Wellen Spiel“ (2. Kor. 11, 24. 25). Fast alle diese Erlebnisse übergeht die Apostelgeschichte; sie berichtet nur von einer Stäupung in Philippi (16, 22. 23) und von der Steinigung in Mystra (14, 19). Eine weitere Reihe von Fragen ruft die Aufzählung hervor, mit der Clemens von Rom, ein jüngerer Zeitgenosse des Apostels, in seinem Briefe an die Korinther der Geduldsproben des Apostels gedenkt. Siebenmal, berichtet er, habe er Fesseln getragen. Wenn er dann weiter schreibt, daß er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt habe und bis ans Ende des Abendlands gekommen sei (Kap. 5, 7), so ist Clemens ein glaubwürdiger Zeuge dafür, daß Paulus die schon zur Zeit des Römerbriefs (15, 24. 28) geplante Missionsreise nach Spanien wirklich ausgeführt hat. Unter dem „Ende des Abendlands“ kann ein in Rom schreibender Schriftsteller, wenn er den Zielpunkt des aus dem Osten kommenden Apostels angeben will, unmöglich Rom verstanden haben; das wäre eher Anfangs- als Endpunkt des Abendlandes gewesen.

Eine Überraschung bereitet zunächst der späte Anfang der Missionsreisen. Aber bei näherem Zusehen schwindet

die Verwunderung. Es mußte die die ersten Missionare aus-
sendende Gemeinde zu Antiochia erst eine gewisse Entwicklungs-
stufe erreicht haben, ehe das neue Werk in Angriff genommen
werden konnte; die Stufe wird in der Apostelgeschichte (12, 24)
mit den Worten bezeichnet: „Das Wort des Herrn wuchs
und mehrete sich.“ Vor allem aber bedurfte Paulus selbst
einer längeren Vorbereitungszeit in der Stille, bevor er
die auch mancherlei Studien voraussetzende Befähigung des
Heidenmissionars, den Hellenen ein Hellenen zu werden, ge-
wonnen hatte. Dabei ließ der früher so eigenwillige Mann
in kindlichem Gehorsam sich von den Winken leiten, deren
die führende Hand Gottes in unmittelbaren Offenbarungen
ihn würdigte. Gleich nach seiner Befehrung hatte er in
Damaskus begonnen, durch Vorträge in den Synagogen seine
Volksgenossen für den Christusglauben zu gewinnen, bis
Verfolgung ihn wegscheuchte (Apostelg. 9, 20). Auch in
Jerusalem, wohin er erst nach drei Jahren zu einem kurzen
Aufenthalt von fünfzehn Tagen sich begab, machte seine Ver-
kündigung bedeutenden Eindruck, so daß die Christengemeinden
Judäas von Jerusalem her die Kunde vernahmen: „Der,
welcher uns verfolgte, predigt jetzt den Glauben, den er
früher verfürte“ (Gal. 1, 18. 23; Apostelg. 9, 28). Aber
der Haß der Juden, auf den er stieß, zwang ihn, Jerusalem
zu verlassen; und ein visionäres Erlebnis im Tempel machte
ihn dessen gewiß, daß seiner eine Sendung in die Ferne zu
den Heiden warte. Der Herr sprach zu ihm: „Ich will
dich zu den Heiden in die Ferne senden“ (Apostelg. 22, 21).
Dies Wort des Herrn nahm Paulus mit in seine Heimat
nach Tarsus und wartete dort in stiller Arbeit Jahr um
Jahr, bis er weitere Weisung bekäme. Nach fünf Jahren

(im Jahre 43 unserer Zeitrechnung) zog Barnabas von Antiochia aus nach Tarsus, Paulus aufzusuchen, und da er ihn gefunden, brachte er ihn nach Antiochia (Apostelg. 11, 25). Wir haben schon früher erwähnt, daß der Entschluß des Paulus, mit nach Antiochia zu gehen, wahrscheinlich durch die Vision unterstützt wurde, von der 2. Kor. 12, 2 ff. die Rede ist. Wenn man vom Jahre 57, der Zeit des zweiten Korintherbriefes, vierzehn Jahre abrechnet, erhält man das Jahr 43.

Barnabas erscheint als der erste unter den christlichen Lehrern, der den hohen Beruf des Paulus erkannt hat. Er war ein von Cypern gebürtiger Levite, hieß eigentlich Joseph und erhielt, als er der Christengemeinde in Jerusalem beitrug, von den Aposteln den Beinamen Barnabas, d. h. Sohn des Trostes (oder richtiger: der erbaulichen Ermahnung). Er wird damit als ein Prophet im urchristlichen Sinne des Wortes bezeichnet (vgl. Apostelg. 13, 1). Von seinem selbstlosen Eifer für die Gemeinde legt der Umstand Zeugnis ab, daß er ein Grundstück, das er besaß, verkaufte und den Erlös zum Besten bedürftiger Glaubensgenossen zu der Apostel Füßen legte (Apostelg. 4, 37). Er war es, der den Paulus, als dieser zum erstenmal nach Jerusalem kam und zunächst in den Kreisen der Christengemeinde tiefem Mißtrauen begegnete, zu den Aposteln führte und sie von dem wunderbaren Vorgang seiner Bekehrung in Kenntnis setzte (Apostelg. 9, 27). Wiederum war er es, der in Paulus den geeigneten Mitarbeiter erkannte, die antiochenische Gemeinde, in die er, von Jerusalem aus gesendet, eingetreten war, durch Lehrunterweisung zu stärken und zu mehren. Die mehrjährige gemeinsame Arbeit war von großem Erfolg begleitet. Und

als nun im Jahre 50 prophetische Stimmen die Aussendung von Missionaren zu den Heiden anregten, sprach der heilige Geist (durch Männer, die die Gabe der „Unterscheidung von Geistern“ — 1. Kor. 12, 10 — besaßen): „Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe.“ Da fasteten sie und beteten und legten die Hände auf sie und ließen sie gehen (Apostelg. 13, 2. 3). So zogen die beiden Missionare aus, Barnabas und Saulus. Bald kehrt dann die Apostelgeschichte die Ordnung um und redet von Paulus und Barnabas.

Paulus trat die Missionsarbeit an mit dem Bewußtsein, ein berufener Sendbote Christi Jesu durch den Willen Gottes zu sein (1. Kor. 1, 1). Das Bewußtsein hat ihn bei allen Mühen, Gefahren, Hemmnissen, Verfolgungen nie verlassen. Es ist Gottes Wille, daß die Kunde von dem Heiland Jesus Christus zu allen Menschen dringt. „Denn wer den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden. Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, wo sie nicht gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden? Wie geschrieben steht: Wie lieblich sind die Füße derer, die die gute Botschaft verkündigen! Aber nicht alle haben der guten Botschaft Gehorsam geleistet“ (Röm. 10, 13—16). Letztere Erfahrung sollten die Missionare schon auf ihrer ersten Reise machen; viel größer jedoch war der Erfolg ihrer Arbeit, für welche die damalige Welt in mehr als einer Hinsicht gut vorbereitet war.

Wenn heute unsre Missionare ein neues Gebiet in Angriff nehmen, ist die Anlegung der ersten Missionsstation

von großen Schwierigkeiten begleitet. Welches Hindernis bereitet bei dem Gemisch zahlreicher Volksstämme die Unzahl der fremden Sprachen, die man erst mühsam lernen muß! Dies Hindernis fiel damals weg. In dem ganzen weiten Gebiet, das Paulus durchzogen hat, sprach man griechisch oder konnte sich doch durch die griechische Sprache verständigen. Der Siegeszug Alexanders des Großen in die östliche Welt war zu einem bleibenden Siegeszug der griechischen Sprache geworden; ohne diese Gemeinsamkeit der Sprache wäre der umgekehrte Alexanderzug, den Paulus antreten sollte, eine Unmöglichkeit gewesen. Wir hören gelegentlich von Thstra, daß das Volk Thsaonisch sprach (Apostelg. 14, 11); aber die Missionare redeten griechisch, und ihre Sprache wurde verstanden. Griechisch war auch die Sprache des jüdischen Gottesdienstes in der Diaspora; und eben die Synagogen mit ihren regelmäßigen Sabbatversammlungen, in denen das Gesetz und die Propheten gelesen und erklärt wurden, boten in mehrfacher Hinsicht den Missionaren einen gern benutzten Ausgangs- und Stützpunkt ihrer Arbeit dar, wie ihn ähnlich keine spätere Missionsarbeit vorgefunden hat. Das für alle Menschen bestimmte Evangelium sollte bei der heilsgeschichtlichen Stellung, die Gott dem Volke der Auswahl eingeräumt hatte, zuerst den Juden verkündigt werden; und dazu bot die sabbatliche Schriftauslegung, an der jeder kundige Besucher der Versammlung sich tätig beteiligen konnte, die beste Gelegenheit. Dann fanden sich aber zu dem jüdischen Gottesdienst auch viele Heiden ein, die das Sehnen der Zeit dazu trieb, der Verkündigung von dem einen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, zu lauschen. Das waren Heiden, die

entweder als Proselyten sich der Beschneidung unterzogen und zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes verpflichtet hatten, oder die in einem loseren Verhältnis zur Synagoge stehen blieben; letztere sind die „Gottesfürchtigen“, die mehrfach (z. B. Apostelg. 13, 16. 26. 43. 50 usw.) unter den ersten Hörern der Predigt des Paulus erwähnt werden. Mit dem Inhalt der Verkündigung, mit der der Apostel in den Synagogen auftrat, macht uns der Bericht der Apostelgeschichte bekannt, der sein Auftreten in der Synagoge des pisidischen Antiochiens schildert (13, 16 ff.). Ein Überblick über die Geschichte Israels zeigt, wie die den Vätern gegebene Verheißung auf den gekreuzigten und auferweckten Jesus abzielt, in dem sie ihre Erfüllung gefunden hat. Durch ihn bietet Gott Vergebung der Sünden dar und Gerechtigkeit, die man durch das Gesetz Moses nicht erlangen konnte noch erlangen kann. Das ist der gnadenvolle Inhalt der nun an die Synagoge ergehenden Verkündigung. Damit verbindet sich zum Schluß der Hinweis auf den verantwortungsvollen Ernst der Abweisung des Gnadenwortes. Schon am ersten Sabbat zeigten sich indes die Heiden, die zuhörten, heilsbegieriger als die Juden; sie wollten von Paulus und Barnabas noch mehr hören. Der zweite Sabbat brachte die Scheidung. Fast die ganze Stadt kam zusammen, das Wort Gottes zu hören. Da wurden die Juden voll Neids, widersprachen der Rede des Paulus und lästerten — ein typischer Vorgang, der sich mit geringen Variationen fast überall wiederholte. An andern Orten (in Korinth, in Ephesus) hat es länger gedauert, ehe Paulus sich genötigt sah, die Synagoge zu verlassen. Zum Bruch ist es überall gekommen. Einzelne Juden,

manchmal hervorragende Glieder der jüdischen Gemeinde wurden Christen. Aber die neu entstehenden Christengemeinden bildeten sich hauptsächlich aus dem heidnischen Teil der Einwohner. Sie leisteten dem Evangelium den Gehorsam, während die Synagoge sich ablehnend verhielt und häufig sogar zur Verfolgung der entstehenden Christengemeinden sich hinreißen ließ.

Wenn man die Missionsarbeit des Apostels auf seinen drei großen Reisen überschaut, kann man gewisse Grundsätze erkennen, die er stets, soweit er es vermochte, beobachtet hat. Ein solcher Grundsatz war der, daß er „die großen Mittelpunkte des Weltverkehrs aufsuchte und seine ganze Kraft daran setzte, an diesen verhältnismäßig wenigen Punkten Gemeinden zu gründen, die imstande waren, nach kurzer Frist nicht nur sich selbst zu behaupten, sondern in ihrer Umgebung den Christenglauben zu verbreiten“ (Theodor Zahn). Die Missionare zogen, wie schon die erste Missionsreise (Frühjahr 50 bis Herbst 51) zeigt, in raschem Ortswechsel von Stadt zu Stadt, hielten sich in weniger bedeutenden Orten nicht auf, sondern predigten nur in den größeren und großen Städten. So entstanden, nachdem die Insel Cypern besucht war, auf dem kleinasiatischen Festland die Gemeinden im pisidischen Antiochien, in Iconium, in Lystra und Derbe. Diese vier Gemeinden bildeten, wenn nicht alles täuscht, den Kern der christlichen Gemeinden in der viele Landschaften umfassenden römischen Provinz Galatien; an sie vor allem ist der Galaterbrief gerichtet.

Auf der zweiten Missionsreise (von Frühjahr 52 an) wurde, nachdem die auf der ersten Reise gegründeten Gemeinden besucht und gestärkt waren, der Zug nach Westen

fortgesetzt. Es war die Absicht des Apostels, in die rein hellenischen Küstenstriche Kleinasiens zu gehen und nach den großen Städten der Westküste, nach Ephesus und Smyrna, vorzudringen; aber „der Geist wehrte ihm“ (Apostelg. 16, 6). Dann wollte er nach Norden ausbiegen und durch Bithynien ziehen; es ist möglich, daß er die damals schon bedeutenden Städte Nikomedien und Byzanz ins Auge gefaßt hatte; aber auch das „ließ der Geist nicht zu“. Es sollte vielmehr jetzt schon die Heilstunde Europas schlagen. In Troas rief ein dem Paulus im Traumbild erscheinender mazedonischer Mann ihm zu: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns! Da erkannte er die Absicht Gottes, kam herüber und half. Und wieder wählte er die Stationen so, daß man seine Absicht erkennt, den Schall des Evangeliums möglichst weit in die Lande hinein dringen zu lassen. Nicht in der Küstenstadt Neapolis, sondern in Philippi, der Hauptstadt jenes Teils von Mazedonien, und weiterhin nicht in Amphipolis und Apollonia, sondern in der größeren Handelsstadt Thessalonich richtete er sich zu längerem Aufenthalt ein. Die dort entstandenen Gemeinden sind uns besonders durch die an sie gerichteten Briefe bekannt. Man freut sich über das innige Band der Liebe, das Philippi, die erste Christengemeinde auf europäischem Boden, mit dem Heidenapostel verbunden hat. Er hat von ihr wiederholt Geldunterstützungen angenommen, während es sonst sein Grundsatz war, das Evangelium kostenlos zu predigen und den Lebensunterhalt durch der Hände Arbeit zu gewinnen. Die Verkündigung der Missionare sollte von vornherein in anderem Lichte erscheinen als das Treiben herumreisender Rhetoren, einer Landplage der damaligen

Zeit, oder das Geschäftsgebarren gewinnfächtiger Juden. Nach Mazedonien hörte Achaja das Evangelium. In den zwei hervorragendsten Städten der Provinz, in Athen und in der Hauptstadt Korinth, wirkte der Apostel. In Athen verkündigte er den „unbekannten Gott“, den Schöpfer Himmels und der Erde, der nicht in Tempeln wohnt, die von Menschenhänden gemacht sind, mochten sie auch so herrlich sein, wie die Tempel der Akropolis, die er, auf dem Areopag stehend, vor Augen hatte. Der wahre Gott hat den von den Toten erweckten Jesus Christus zum Richter der Welt eingesetzt (Apostelg. 17, 31). In Korinth blieb der Apostel volle achtzehn Monate. Von den Mittelpunkten aus drang das Evangelium in die Umgegend. Wir sehen, daß in der nächsten Folgezeit in der korinthischen Hafenstadt Kenchreä und noch an andern Orten der Provinz Achaja Christengemeinden vorhanden waren. Die Aufzählung der Hauptzentren der Missionsarbeit des Apostels ist vollendet, wenn wir uns daran erinnern, daß er auf der dritten im Spätsommer 54 angetretenen Missionsreise Ephesus zum Sitz langandauernden Wirkens gemacht hat, während in der näheren und weiteren Umgebung neue Gemeinden aufwuchsen (z. B. Kolossä, Hierapolis, Laodicea), und daß er durch merkwürdige Führung als ein auf Anklage des jüdischen Volkes hin Gefangener endlich nach Rom (Frühjahr 61) gekommen ist, in die damalige Hauptstadt der Welt, auf die schon lange vorher sein Blick sich gerichtet hatte. Die Christenheit gewann im Laufe des ersten Jahrhunderts vier Mittelpunkte: Jerusalem, Antiochien, Ephesus, Rom. In allen vierten ist die Predigt des Paulus erklingen. „Ephesus ist durch sein Wirken die dritte Hauptstadt der Christen-

heit, die eigentlich griechische Hauptstadt geworden" (Adolf Harnack).

Das Wirken des Apostels hatte sich von der Synagoge weg den Mittelpunkten der griechisch-heidnischen Bildung zugewendet; um so lauter erhebt sich die Frage, welche Anknüpfungspunkte er hier für die Verkündigung des Evangeliums suchte und fand. Wir können die Antwort dem ersten Teil des Römerbriefes entnehmen; man hat neuerdings erkannt, daß zwischen den drei ersten Kapiteln des Römerbriefes und der Missionspraxis des Paulus enge Beziehungen bestehen.

Das Evangelium ist Heilsbotschaft; Jesus, den Paulus verkündigt, ist Heiland, Retter. Die Vorbereitung also, die der zentralen Verkündigung den Weg bahnt, ist die Erweckung des Schuldgefühls, des Sündenbewußtseins. Der, dem es um das Heil seiner Seele bange geworden ist, greift nach dem Retter, dessen Hand ihn sucht. Nun versteht es der Apostel meisterhaft, sowohl in Durchführung universalen Gesichtspunkte, wie durch das Eingehen auf die Erlebnisse des Einzelnen den Boden zur Aufnahme der Heilsbotschaft zu bereiten. Die Völker haben den übernommenen, ihnen anvertrauten Wahrheitsbesitz veruntreut. Sie haben den Dank gegen Gott und zuletzt Gott selbst vergessen. Dafür sind sie gestraft durch immer tieferes Herabsinken in Sündenknechtschaft und in die Fesseln des Lasters. Daß die aufeinanderfolgenden Generationen nicht besser, sondern schlechter werden, das haben auch heidnische Dichter und Philosophen erkannt und beklagt. Paulus aber richtet den Blick auf das Gottesgericht, das in der Degeneration der Geschlechter liegt. Und nun hält er dem

Einzelnen den Spiegel vor, der ihm seinen Zustand enthüllt. „Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet; denn worinnen du einen andern richtest, verurteilst du dich selbst, weil du eben dasselbige tust, das du richtest“ (Röm. 2, 1). Jeder Mensch stellt Forderungen an andere; darin zeigt sich, daß das Sittengesetz uns unverlierbar eingegraben ist. Aber hast du immer und überall dem Andern das geleistet, was du von ihm verlangst, und worüber du ungehalten bist, wenn du es nicht erlangst? Die Frage erhebt der Apostel. Du richtest, sagt er. Wisse, indem du richtest und also den Maßstab anerkennst, den du anwendest, verurteilst du dich selbst. Hast du nicht ein böses Gewissen? Oder hast du es niemals gehabt?

Der Apostel hat, wie Röm. 2, 15 beweist, sich an das Gewissen der Menschen gewendet, um dem Evangelium Eingang zu verschaffen. Das böse Gewissen ist das mit majestätischer Gewalt sich aufdrängende Bewußtsein von dem verschuldeten Widerspruch zwischen unserem Sollen und Sein. Und zwar lehrt das Gewissen, indem es die einzelne Tat verurteilt, das ganze Wesen des Menschen als böse erkennen. „So wie du dich in dem einzelnen Fall gezeigt hast, so bist du, so ist dein Wesen.“ Das ist das Niederbeugende, das Vernichtende des Gewissensurteils. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen? Nicht meine eigenen Gedanken, die sich anklagen oder entschuldigen. Es gibt nur einen, der ein böses Gewissen in ein gutes verwandeln kann. Das ist Jesus Christus; denn in ihm vergibt Gott die Sünden. Christus hat durch seinen Tod die Sühne beschafft, daß man es wirklich glauben kann, die Sünden

seien vergeben. Darum gibt es keine Verdammnis für die, die in Christo Jesu sind (Röm. 8, 1).

Paulus, der Apostel der Heiden, ist der Dolmetsch der menschlichen Gewissensnot, die in dem Frieden ihr Ende findet, den Christus verleiht. Je tiefer einer die Not fühlt und versteht, desto empfänglicher wird er für das Evangelium des Paulus sein. In Luther dem Mönch hat die Stimme des Gewissens sich so laut geregt, daß er von den Tröstungen und Beruhigungsmitteln der mittelalterlichen Kirche wegfloh und zu Jesus Christus seine Zuflucht nahm. Was Paulus vom Gewissen gesagt hat, wird von dem großen Dramatiker der Weltliteratur, von Shakespeare bestätigt. Seine Dramen zeigen den unheilvollen Widerspruch, der die Brust des Einzelnen zerreißt, den gewaltigen Kampf zwischen Gut und Böse in der menschlichen Natur. Szenen aus Macbeth, das Gespräch der Mörder vor und nach der Ermordung des Herzogs von Clarence (erster Aufzug vierte Szene in Richard dem Dritten) u. a. liefern den besten Kommentar zu Röm. 2, 15.

Fünfter Abschnitt.

Paulus der Kämpfer.

Die erstaunliche Arbeit des Missionars, die wir im letzten Vortrag zu zeichnen versuchten, vollzog sich, wenn auch durch manche Umstände begünstigt, doch unter einer Kette von schwierigen, aufreibenden Kämpfen. Am Ende seiner Laufbahn bezeichnet sich Paulus als einen Streiter, der den guten Kampf gekämpft, der den Lauf vollendet, der Glauben gehalten hat (2. Tim. 4, 7). In der That hat dieser Arbeiter auf dem Ackerfelde Gottes, der mehr gearbeitet hat als die andern alle, auch mehr gekämpft als sie. Der Kampf, den Willensmenschen wie Paulus führen, ist ein doppelter: der Kampf mit sich selbst und der Kampf mit der widerstrebenden Außenwelt. Die schwierigsten Kämpfe erwuchsen aus dem Widerstand, den die Wortführer einer eng judenchristlichen Richtung dem gesetzfreien Evangelium des Apostels entgegenstellten. Aber auch aus dem heidnischen Naturboden, auf dem die Christengemeinden sich erhoben, brachen je und je bedenkliche Strömungen hervor, die nur mit schwerer Mühe einzudämmen waren. Sofern sich Paulus aber als einen Streiter Christi, als einen Mitarbeiter Gottes wußte, führte er auch die Wider-

stände, die er fand, auf das Wirken überfinnlicher, transszendenter Mächte zurück. Der Christ, und erst recht der Apostel, hat nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den überirdischen bösen Geistern (Eph. 6, 12).

Das Bild des Kämpfers Paulus stellt sich nun den verschiedenen Betrachtern sehr verschieden dar. Es verhält sich mit Paulus nicht anders als mit Luther. Wir wissen, was Gegner Luthers wie Döllinger in seinen früheren Jahren oder wie der streitbare Dominikaner Denifle aus der Gestalt des Reformators gemacht haben; sie ist aus der karikierten Verzeichnung kaum wieder zu erkennen. Mit überlegener Kunst hat einst der Erlanger Theologe von Hofmann dem Lutherbilde Döllingers ein mit den gleichen Mitteln gezeichnetes Charakterbild des Apostels entgegengestellt. „In gleicher Weise haben die jüdisch gesinnten Christen, die es verdroß, daß es mit ihrer gesetzlichen Gerechtigkeit nichts sein und der fleischliche Vorzug, ein Jude zu sein, nichts mehr gelten sollte, gegen den Prediger der Glaubensgerechtigkeit, gegen Paulus in den galatischen Gemeinden und in Korinth Verleumdung und Lüge ausgespien, als sei er ein unberufener Apostel, welcher nur seine eigene Ehre suche, und bald menschengefällig, bald herrisch und hochfahrend diejenigen, welche er durch seine selbstwillige Lehre gefangen nehme, sich zu Knechten machen wolle. Taten sie dies bei seinem Leben, wie viel mehr nach seinem Tode! Da brachten sie auf, er sei gar kein Jude von Geburt gewesen, sondern ein Heide, und sei nur Jude geworden, weil ihn gelüstete, die Tochter des Hohe-

priesters zum Weib zu bekommen; als ihm diese Hoffnung vereitelt wurde, habe er sich vom Judentum abgewendet und gegen Beschneidung und Sabbat geschrieben. Dies war die gröbere Art, ihn zu schmähen. Die Feineren mengten ihn mit Simon dem Zauberer (Apostelg. 8, 9) zusammen und lästerten ihn unter dessen Namen: er habe sich Petrus, dem Grundpfeiler der Kirche, als Widersacher entgegengestellt und dessen Gesetzesverkündigung Lügen gestraft, ja gelogen, als ob Petrus selbst sich seiner gesetzverleugnenden Lehre anbequemt hätte. . . Wie die Feinde der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, damals dem apostolischen Prediger derselben getan haben, so tun die jetzigen dem Wiederbringer dieser seligmachenden Wahrheit" (von Hofmann, Vermischte Aufsätze, Erlangen 1878, S. 325—350, S. 343). Man könnte eine Musterkarte von kritischen Urteilen über Paulus mit gröberer und feinerer Abstönung aufstellen.

Der Apostel Paulus hat den Gegensatz, den der Christ in der Gegenwart, so lange die Vollendung noch aussteht, zu ertragen und auszuhalten hat, stark und lebhaft empfunden. „Wir haben diesen Schatz (d. h. die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in Christo) in tönernen Gefäßen“, schreibt er an die Korinther (2. Kor. 4, 7). Das zerbrechliche Gefäß ist dieser Leib des Todes, der natürliche Organismus in seiner der Sünde und dem Tod unterworfenen Gestalt. Das leibliche Instrument, das dem Apostel zur Verfügung stand, schien den Bedürfnissen dieses Feuergeistes wenig angemessen. Seine körperliche Erscheinung muß ziemlich unansehnlich gewesen sein. Wenn jetzt die Türe aufginge und er zu uns hereintreten würde, so wie er auf

dem Areopag zu Athen oder in der Gemeindeversammlung zu Korinth aufgetreten ist, so würden wir wohl alle bekennen müssen, daß wir ihn uns ganz anders vorgestellt haben. Sollte das der Mann sein, der so Großes ausgerichtet und so gewaltige Briefe geschrieben hat? So haben seine Gegner in Korinth von ihm geurteilt: „Die Briefe, die sind wohl hart und streng; wenn er aber lebhaftig da ist, ist er schwach, und seine Rede will nichts heißen“ (2. Kor. 10, 10). „Was will denn dieser Schwächer sagen?“, höhnten über ihn die Philosophen Athens (Apostelg. 17, 18). Der unansehnliche Mann litt überdies an chronischer Kränklichkeit. Wir erfahren aus dem Brief an die Galater (4, 13 f.), daß ein Krankheitsanfall der Art, daß er den Hörern seiner Predigt ein Gegenstand des Abscheus hätte werden können, die Veranlassung war, aus der er sich bei ihnen länger aufhielt. Mediziner und Theologen haben sich den Kopf darüber zerbrochen, was für ein körperliches Leiden wohl unter dem „Pfahl im Fleisch“, unter den Schlägen des Satansengels zu verstehen sei (2. Kor. 12, 7). Man hat an Epilepsie gedacht. Vielleicht waren es „neurasthenische Zustände infolge von zeitweiser Übermüdung und Überanstrengung des Nervensystems, verbunden mit periodischen Nervenschmerzen“ (medizinisches Gutachten des Prof. W. Herzog). Damit scheint zu stimmen, daß er eine sehr sensitive, empfindsame Natur besaß, die unter den Aufregungen der Seelsorge schwer litt. In der korinthischen Gemeinde bestand der Gegensatz von Schwachen und Starken. Jene waren in gewissen Fragen überängstlich; diese dagegen hatten ein allzu robustes Gewissen und gaben mancherlei Anstoß. „Wer ist schwach,“ ruft der Apostel

aus (2. Kor. 11, 29), „und ich werde nicht schwach? Wo hat einer Ärgerniß, und es brennt mich nicht?“ Er wird in jedem Fall in Mitleidenschaft gezogen, und die Anstöße, die gegeben werden, erregen bei ihm schmerzlichen Unwillen. Zu den ergreifendsten Stellen des Römerbriefs gehört das Wort von dem Seufzen der Kreatur, von dem sehnsüchtigen Harren der Schöpfung auf die Offenbarung der Kinder Gottes (Röm. 8, 19). „Sie ist unterworfen der Eitelkeit und dem Dienst des vergänglichen Wesens, sehnt und ängstet sich immerdar.“ Diese Sätze setzen eine Naturbeobachtung voraus, die den Betrachtenden mit schmerzlicher Teilnahme erfüllt. „Der Kampf ums Dasein“, den die vernunftlosen Geschöpfe mit blindem Ungestüm gegen einander führen, hat das lebhafteste Mitgefühl des Apostels erregt.

Man hat über das Temperament des Apostels gestritten. Die einen haben ihn für einen reinen Choleriker erklärt. Andere ziehen es vor, eine Mischung anzunehmen; man schreibt ihm dann cholerisch-melancholisches Temperament zu. Mag dem sein, wie ihm wolle — jedenfalls sehen wir in ein ungewöhnlich reich bewegtes Innenleben hinein, dessen unruhige Wellenschläge, wenn auch von einem höheren Geiste, von dem Geiste Jesu Christi, durchdrungen, doch mitunter den Äußerungen des zu ungewöhnlicher Tätigkeit berufenen Mannes etwas Stürmisches verleihen. In dem Kampfabschnitt des zweiten Korintherbriefes brennt eine verhaltene Glut, die zuweilen in hellen Flammen auflodert. Die Gemeinde hatte sich von judaisischen Lügenaposteln berücken lassen, denen die Maske weggenommen werden mußte. Im Kampf mit ihnen bedient sich der

Apostel der Waffe schneidender Ironie. „Niemand möge mich für einen Narren halten; wo doch, so nehmet mich auch als Narren an, damit auch ich mich ein klein wenig rühmen darf. Was ich da sage, das sage ich nicht nach dem Herrn, sondern eben als in der Narrheit, da es nun doch einmal gilt, sich zu rühmen. Wenn so viele sich nach dem Fleische rühmen, so will ich mich auch einmal rühmen. Ihr ertragt ja die Narren so gerne, ihr klugen Leute! Ihr ertragt es ja, wenn man euch knechtet, aussaugt, von euch Besitz nimmt, wenn man sich überhebt, wenn man euch ins Gesicht schlägt. Zu meiner Schande gestehe ich es, dazu waren wir freilich zu schwach. (Der Apostel will sagen, daß, wenn man die Korinther, um bei ihnen Eingang zu gewinnen, so behandeln muß, wie es die Lügenapostel tun, er die hierzu erforderliche Kraft sich nicht zuschreiben kann.) Worauf aber einer pocht — ich rede in Narrheit! —, darauf poche ich auch. Sie sind Hebräer? Ich auch. Sie sind Israeliten? Ich auch. Sie sind Abrahams Same? Ich auch. Sie sind Diener Christi? Ich rede im Wahnwitz: ich noch mehr“ (2. Kor. 11, 16—23). Und nun folgt die lange Aufzählung seiner apostolischen Leiden.

Die Stelle ist deshalb so lehrreich, weil sie, wie kaum eine andere, zur Vergleichung mit der Art auffordert, wie Jesus den Kampf mit Schriftgelehrten und Pharisäern geführt hat. Der ganze Unterschied zwischen dem Herrn und dem Diener, zwischen dem Sündlosen, dem Heiligen Gottes und dem mit Bornesaufwallungen kämpfenden Menschen tritt zutage. Die Weherufe, die Jesus über seine Gegner ausgesprochen hat (Matth. 23, 13 ff.), tragen die Majestät

des Gerichtsernstes in sich. So redet der Richter, der die Schuldigen zur Verantwortung zieht. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler!“ Die Worte sind wie vom Throne der Herrlichkeit herab geredet. In dem paulinischen Abschnitt dagegen stellt sich der Kämpfer auf den gleichen Boden, auf dem die Gegner stehen; er steht mit ihnen auf der Erde und trägt Narben am eigenen Leibe, die der heiße Kampf ihm eingebracht hat. Der Kämpfer ringt um den Sieg; er hat noch nicht die Palme in der Hand. Dessen war sich der Apostel wohl bewußt, wenn er an die Philipper schreibt: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christus Jesus ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich's ergriffen habe“ (Phil. 3, 12. 13). So redet wahre Demut, die bei aller Heilsgewißheit nicht vergißt, daß das Ziel noch nicht erreicht ist, und daß nur Christus Jesus den Kämpfenden zum Ziele führt. Vgl. auch 1. Kor. 9, 27 und S. 81.

Wir haben von dem Kampf geredet, den der Apostel mit seiner eigenen Natur zu kämpfen hatte, und sind von selbst auf das Gebiet geführt worden, wo ihm die schwersten Kämpfe beschieden waren, wo ihm aber auch der entscheidende Sieg zufallen sollte. Es ist der Streit um das gesetzesfreie Evangelium, das heiße Ringen in der umstrittenen Frage, ob den bekehrten Heiden, die den Namen des Herrn Jesu Christi anriefen, das Joch des mosaischen Gesetzes aufzulegen sei oder nicht. Die Eingliederung der Heidenchristen in das jüdische Volk, d. h. in die Gemeinde Gottes, die Gott selbst erwählt und der er sein heiliges

Gesetz gegeben hatte, wurde von einer mächtigen und rührigen Partei verlangt, die von der Muttergemeinde in Jerusalem ausging. Ihre Hauptvertreter waren frühere Pharisäer, die sich der Gemeinde angeschlossen hatten, ohne zuvor innerlich so gedemütigt und zerbrochen worden zu sein wie Paulus (Apostelg. 15, 5). Man nennt diese Leute, die im Grunde noch halbe Juden und also auch nur halbe Christen waren, Judaisten. Sie waren nicht Gegner der Heidenmission; sie waren vielmehr überzeugt, daß das Heil, das von den Juden kommt, den Heiden gebracht werden müsse. Wir sehen, wie sie als Verkündiger des „echten“ und „reinen“ Evangeliums, als die sie sich hinstellten, in die heidenchristlichen Gemeinden, zuerst nach Antiochia, dann in die südgalatischen Gemeinden, die auf der ersten Missionsreise des Apostels gegründet waren, ferner in die korinthische Gemeinde eingedrungen sind, indem sie überall Verwirrung anrichteten, das Ansehen des Heidenapostels zu untergraben suchten und den Ertrag seiner Missionsarbeit aufs äußerste gefährdeten. Sie führten Gründe ins Feld, die scheinbar sehr triftig waren. Wie? Lebten nicht die Urapostel, lebte nicht die ganze Gemeinde in Jerusalem, die Mutter aller übrigen, streng in den Formen des mosaischen Gesetzes? Ja, war nicht Jesus selbst dem Gesetz untertan gewesen? Hatte er nicht seine Jünger in der überlieferten Schätzung des Gesetzes bestärkt? Hatte er nicht in Übereinstimmung mit den Schriftgelehrten Israels gelehrt, daß kein Jota und kein Häkchen vom Gesetz vergehen solle, bis alles geschehen sein wird? (Matth. 5, 18). Stand nicht das Wirken des Heidenapostels in offenem Widerspruch mit diesem Jesuwort? Ergab sich nicht mit Notwendigkeit die Folge-

rung, daß Paulus überhaupt kein rechter Apostel sei, und daß die von ihm gegründeten Gemeinden erst durch Übernahme des Gesetzes wahre Christengemeinden würden?

Der Apostel hat den ihm aufgedrungenen Kampf mit einer Klarheit, Festigkeit und Tatkraft durchgeführt, die Staunen erregt. Er hat das Widerspruchsvolle der Formel: „Zum Heile führen Christus und das Gesetz“ aufgedeckt und ihr den andern Satz entgegeng gehalten, daß nur in Christus, nicht im Gesetz Gerechtigkeit zu finden sei. Dabei hat er sich von der Versuchung frei gehalten, die auseinander strebenden Teile der Christenheit zu zerreißen und die heidenchristlichen Gemeinden von der Muttergemeinde in Jerusalem zu trennen, aus der doch so fanatische Gegner seiner Person und seines Werkes hervorgingen. Ein Leib und ein Geist — das ist die Christenheit, die einen Herrn anruft, in einem Glauben steht, durch eine Taufe gesammelt ist. Wie es nur einen Gott und Vater aller gibt, der über allen und durch alle und in allen ist (Eph. 4, 4—6), so gibt es auch nur eine Christenheit, die aus Juden und Heiden sich sammelt. Niemand hat schärfer die Einheit der Gemeinde Jesu Christi betont als der Apostel Paulus. Er ist ein Ankläger der gegenwärtigen Zerrissenheit der christlichen Kirchen und Sekten, die in feindseliger Abgeschlossenheit nebeneinander stehen und dabei Gefahr laufen, innerhalb der geschichtlich gewordenen trennenden Schranken einzurosten. Aber eben wenn man die volle Gleichberechtigung des jüdischen und des heidenchristlichen Bestandteils der Gemeinde hervorhob, ergab sich die Schwierigkeit des damit gestellten Problems. Es war so schwer, daß zu Zeiten selbst Petrus, ja sogar Barnabas,

der Mitarbeiter des Heidenapostels auf der ersten Missionsreise, ihm nicht gewachsen war.

Wir erfahren aus dem zweiten Kapitel des Galaterbriefes (2, 11 ff.) von einem Besuch des Petrus in Antiochia, der wohl vor der ersten Missionsreise anzusetzen ist und in die Zeit fällt, da Paulus und Barnabas zu den Lehrern der antiochenischen Gemeinde gehörten. Zuerst pflog Petrus mit den Heidenchristen Tischverkehr. Er setzte sich also über die dem Juden zur andern Natur gewordene Beurteilung der heidnischen Häuser, der heidnischen Speisen als unreiner hinweg, eingedenk der Weisung, die ihn einst vermocht hatte, in das Haus des Heiden Cornelius in Cäsarea einzugehen; denn was Gott gereinigt hat, das ist rein (Apostelg. 10, 15; 11, 9). Aber als gewisse Leute von Jakobus her nach Antiochia kamen und sich für ihre Anschauung auf diesen hochangesehenen Führer, den Bruder Jesu, beriefen, dessen streng gesetzhafte Lebensweise selbst Juden anerkannten, da zog er sich scheu zurück und sonderte sich nach der Weise der Pharisäer von dem Verkehr mit den Heidenchristen ab. Er fürchtete sich vor den Leuten aus der Beschneidung, vor den Jerusalemern. Die alte Menschenfurcht, die einst in der Passionsnacht den Jünger Jesu zu Fall gebracht hatte, verwirrte in anderer Weise auch noch des Apostels Handeln — übrigens ein deutliches Beispiel, daß sündlose Vollkommenheit, die sich heute manche Schwärmer zuschreiben, selbst von dem Ersten unter den Aposteln nicht ausgesagt werden konnte. Sein Vorgehen riß auch die andern Judenchristen, ja selbst den Barnabas zu gleicher Absonderung mit fort. Paulus stand allein da — und doch nicht allein. Der Herr, von dessen Gnade

er lebte, machte ihn stark gegen alle menschliche Autorität und Majorität. Er hatte den Mut, dem Petrus und den andern ihr widerspruchsvolles Verfahren, das im Grunde Heuchelei war und mit der Wahrheit der Heilsbotschaft nicht stimmte, nachzuweisen und vorzuhalten, und er erzielte einen vollen Erfolg. Der drohende Riß, der die Gemeinde zu spalten schien, war beseitigt.

Während bei dem geschilderten Zwischenfall es sich um einen Abfall von der eigenen besseren Überzeugung der Beteiligten handelte, den Paulus aufzudecken und zu überwinden hatte, bedurfte es zum endgültigen Sieg über die Judaisten noch eines langen Kampfes. Ein erneuter Einbruch der Gesetzeszeiserer in die antiochenische Gemeinde wurde von Paulus und Barnabas, die von der ersten Missionsreise zurückgekehrt waren, entschlossen abgewiesen. Die Gemeinde sah aber ein, daß die Streitfrage in Jerusalem zum Austrag gebracht werden mußte. Denn erst wenn die Judaisten von dorthier ins Unrecht gesetzt wurden, verloren sie den Rückhalt, auf den sie trohten. Das Apostelkonzil (Anfangs 52) zeigte die volle prinzipielle Übereinstimmung der Jerusalemer und Antiochener, des Petrus und Jakobus wie des Paulus und Barnabas. Die Größe der apostolischen Zeit tritt hier zutage. Wäre in den Tagen der Reformation ein echter Nachfolger des Petrus Bischof von Rom gewesen, so hätte er den Gegnern des Reformators, der die Christenheit aus dem mittelalterlichen Gesetzeszwang hinauszuführen berufen war, die Worte des Petrus auf dem Apostelkonzil zugerufen: „Was versucht ihr denn nun Gott mit Auflegen des Joches auf der Jünger Nacken, welches weder unsere Väter noch wir zu tragen vermocht

haben? Vielmehr glauben wir durch die Gnade des Herrn Jesus gerettet zu werden, in gleicher Weise wie auch jene" (Apostelg. 15, 10. 11). Man darf die vier Stücke des sogenannten Aposteldekretes (die Enthaltung von dem Götzopfer, von der Unzucht, vom Erstickten und vom Blut) nicht als eine leise Einschränkung der den Heidenchristen gewährten Freiheit vom Gesetz auffassen. Es handelt sich bei diesen Stücken nicht um neue Gebote und Verpflichtungen, sondern um wesentliche Bestandteile der in voller Bildung begriffenen Gemeinfitte des heidenchristlichen Teils der Christenheit, die sich, wenn auch unter Kämpfen, überall durchzusetzen begonnen hatte. Wir sehen aus dem ersten Korintherbrief, wie schwer es war, in Bezug auf die beiden Hauptstücke, das Abtun der geschlechtlichen Zuchtlosigkeit und das Fernbleiben von Festlichkeiten mit götzdienerischem Hintergrund, die jungen Heidenchristen zu einer festen Gewöhnung zu erziehen. Aber diese Gewöhnung entsprach dem Wesen des Christenstandes; daran sollte und wollte das Aposteldekret erinnern. Die Erwähnung der beiden andern Stücke, die im Grunde nur ein einziges Verbot, das des Blutgenusses, darstellen, hing mit der jüdischen Anschauung vom Blut zusammen, die jeden Blutgenuß als eine Roheit erscheinen ließ. „Es war dies Verbot jedenfalls viel tiefer begründet als des Bonifatius Verbot des Genusses von Pferde- und Hasenfleisch. Und doch mußte es bald dahinfallen, oder, wo man an dem Buchstaben einer apostolischen Verordnung festhielt, sich eine Umdeutung auf das Vergießen von Menschenblut gefallen lassen" (Theodor Zahn, Artikel „Paulus" in Haucks Real-encyklopädie, dritte Auflage, XV, 1904, S. 80). Während

das Aposteldekret die Stärkung der sich bildenden Gemein-
 fte der Heidenchristenheit erstrebte, war die von Paulus
 Gal. 2, 10 erwähnte Mahnung, der Armen in Jerusalem
 zu gedenken, ein deutliches Zeichen des auf gemeinsamem
 Glauben beruhenden Liebesbundes der Christenheit. Die
 Pflicht der Reicheren gegen die Armen erschöpft sich nicht
 in der Einzelgemeinde, sondern kommt auch im Verhältnis
 der Heidenkirche zur Judenkirche zum Ausdruck. Wir wissen,
 mit welchem Eifer Paulus sich später in den galatischen
 Gemeinden, in Achaia, in Macedonien der Kollekte für
 Jerusalem angenommen hat (1. Kor. 16, 1; 2. Kor. 9, 2).

Der Judaismus war in Jerusalem unterlegen. Er hat
 dann aber gleichwohl mit einer Unverfrorenheit und Zähig-
 keit, die ihresgleichen sucht, den Apostel, während er durch
 seine Arbeit in Europa festgehalten wurde, in den galatischen
 Gemeinden verlästert und dann die korinthische Gemeinde
 zu spalten und zu verwirren versucht. Wir haben ein
 Stück der Abwehr des Apostels kennen gelernt, als wir
 die Art seiner Polemik schilderten. Die Schärfe dieser
 Abwehr, die bittere Ironie, deren sich der Apostel bediente,
 ist uns nun um vieles verständlicher geworden.

Was der Judaismus nicht begreifen wollte und konnte,
 daß die Bindung des einzelnen Christen und der christlichen
 Gemeinden an Christus allein den Buchstaben des mosaischen
 Gesetzes nicht nur überflüssig machte, sondern in der Kraft
 heiligen Geistes die Frucht neuer Gesinnung und eines
 Wandels in der Liebe erzielte, die zu bewirken dem Gesetz
 unmöglich war, das hat Paulus den von ihm gegründeten
 Gemeinden mit allem Ernst und Nachdruck unablässig ein-
 geschärft und dabei das heidnische Wesen in allen seinen

Äußerungen, in der lieblosen Gefinnung, im faulen Wort, im verwerflichen Werk aufs äußerste bekämpft und zurückgewiesen. Der Kämpfer Paulus ist ein siegreicher Bestreiter des Heidentums. Man kann die wechselnde Art dieses Gegners und die Kampfweise des Apostels aus dem ersten Korintherbrief kennen lernen.

Im Heidentum wurzeln zwei entgegengesetzte Auffassungen des Weltlichen, eine falsche Weltbejahung und eine falsche Weltverneinung. Auf der einen Seite steht der Libertinismus, der alles für erlaubt hält, was die Lust befriedigt; auf der andern Seite erhebt sich der Asketismus, die Weltverneinung, die im Irdischen und Körperlichen die Wurzel und Quelle des Bösen sieht. Die beiden Auffassungen verwirrten die Ehefrage, die soziale Frage, ja sogar die Ordnungen des gottesdienstlichen Lebens. Wie sollte man sich als Christ zur Ehe stellen? Es machte sich in Korinth eine allzufreie Richtung geltend, die den Geschlechtsverkehr völlig freizugeben geneigt war. Selbst der anstößige Fall blutschänderischen Umgangs vermochte die Trunkenen nicht zu ernüchtern. Dagegen erklärten andere auch die Ehe für unrein und meinten frömmere zu sein, wenn sie ehelos blieben. Wenn man den Verkehr mit heidnischen Verwandten und Bekannten aufrecht erhielt, war der Genuß von Opferfleisch unvermeidlich. Nun trieben die einen die Freiheit so weit, daß sie sich nicht scheuten, sogar an Opfermahlzeiten in heidnischen Tempeln teilzunehmen. Andere waren überängstlich und stellten auch bei dem Fleisch, das auf dem Markt verkauft wurde, Nachforschungen an, ob es nicht mit dem Opfer zusammenhing. Eine eigentümliche Erscheinung des gottesdienstlichen Lebens war das Zungenreden,

die Glossolalie in Ekstase, unverständliche Gebetsworte, die der Ergriffene bei geschwundenem Bewußtsein ausstieß. Auch diese Erscheinung unterlag doppelter Beurteilung. Die einen sahen sie mißtrauisch und bedenklich an; man mochte das Zungenreden mit ähnlichen ekstatischen Vorgängen beim heidnischen Orakelwesen in Zusammenhang bringen. Andere erblickten darin den Höhepunkt der vom Geiste Gottes gewirkten Begabungen und sahen in den Gemeindegliedern, die dieser Gabe ermangelten, Christen zweiten Ranges.

Paulus hat die aus dem heidnischen Naturboden stammenden Mißstände der korinthischen Gemeinde an der Wurzel angegriffen. Das richtige Handeln ergibt sich nicht, wenn man zwischen zwei Extremen die Mittellinie zieht — wie Aristoteles lehrte, der für die Beherrschung der Begierden durch die Vernunft das Einhalten der rechten Mitte empfahl —, sondern darauf kommt es in der christlichen Gemeinde an, daß die Kraft des Glaubens in der Liebe sich wirksam erweist, daß man den Bruder, die Schwester wertet als solche, um derentwillen Christus gestorben ist (1. Kor. 8, 11). „Darum wenn das Essen (von Gözenopferfleisch) meinem Bruder Anstoß gibt, so will ich für immer auf diesen Genuß verzichten, damit ich meinem Bruder keinen Anstoß gebe“ (8, 13). Das ist die Gesinnung der vom Geiste Christi getriebenen Liebe, der das Unmögliche möglich wird, wie heute wieder die Bekämpfung der Trunksucht durch die Enthaltksamkeit der Blau-Kreuz-Vereine beweist. Neben der Pflicht der Liebe betont dann der Apostel die nötige Sorge für die eigene Seele. Selbst nach gutem Glaubensanfang wird das Heil gefährdet, wenn man im Laufe nach dem Ziele innehält und in falscher Sicherheit die

nötige Selbstzucht verabsäumt. „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde“ (9, 27).

Paulus hat der Aufgabe, die Christengemeinden zu einem wohlgeordneten, gliedlichen Organismus zu gestalten und sie so in dem Kampf gegen das heidnische Wesen zu stärken, außerordentliche Sorgfalt zugewendet. Um dies im einzelnen zu erkennen, müßten wir noch eine Reihe von Fragen beantworten, die sich an die Aufstellung von Presbytern in den Gemeinden (Apostelg. 14, 23; Tit. 1, 5), von Bischöfen und Diakonen (Phil. 1, 1) oder an die Mitarbeit von zahlreichen Gehilfen oder an die Darbietung von formulierten Glaubenssätzen und Lebensregeln knüpfen. Auch hier war die Arbeit vielfach ein Kampf mit falschem Individualismus, mit der Eigenbrödelei, die sich nicht weisen lassen will. Betreffs aller dieser Fragen gilt das Urteil, daß der Apostel einen guten Kampf gekämpft hat.

Sechster Abschnitt.

Paulus der Theologe.

Es ist nicht leicht, Paulus den Theologen mit wenigen Worten zu schildern. Daß er ein Theologe war in dem Sinn, wie wir heute das Wort brauchen, steht fest. Er ist der einzige unter den Aposteln, der für den Gelehrtenberuf erzogen und der auch noch als Christ mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt war, die der Vorbereitung auf die Missionsarbeit dienten. Die gedankenmäßige Verarbeitung der Glaubenserkenntnisse, die den Beruf des Theologen bildet, tritt in seinen Briefen stark hervor. Von den Gnadengaben, die er 1. Kor. 12, 8 ff. aufzählt, war die Rede der Weisheit und die Rede der Erkenntnis in hohem Grade ihm eigen. Aber sobald man anfängt, die Umrisse seiner theologischen Aufstellungen zu zeichnen, erkennt man die Schwierigkeit. Wo hören die allgemeinen Glaubensaussagen auf, wie jeder Christ sie machen kann, und wo fangen die besonderen Ausführungen an, die den Theologen kennzeichnen? Wenn es wahr ist, „daß jeder seine eigene Theologie hat, nämlich jeder, der überhaupt eine hat, ebenso wie es unwahr ist, daß jeder seinen eigenen Glauben hat, wenn er nämlich überhaupt einen hat“ (von Hofmann), was ist dann die

eigentümliche Theologie des Paulus? Sind in ihr Bestandteile vorhanden, die aus der jüdisch-rabbinischen Lehre herübergenommen sind? Die Fragen sind um so schwerer zu beantworten, weil wir ja keine theologische Schrift des Apostels besitzen, in der er seine Gesamtanschauung von der Offenbarung Gottes in Christo in systematischer Form vorgetragen hätte, sondern auf den Inhalt der aus ganz besonderen Verhältnissen heraus zu bestimmten Zwecken geschriebenen Briefe angewiesen sind, in denen einfache Glaubensaussagen und theologische Ausführungen ineinander liegen. Und doch muß der Versuch gemacht werden; sonst bleibt das Bild des Apostels unvollständig.

Die Theologie hat ihren Namen davon, daß sie Lehre von Gott darbietet; die christliche Theologie insonderheit davon, daß sie von Gott redet, wie er in Christus offenbar geworden ist, und wie er durch den heiligen Geist, der Christum verkündet, in der Gesamtgemeinde der Glaubenden wie im einzelnen Gläubigen gegenwärtig ist. Für die Lehre des Apostels von Gott kommt besonders der Abschnitt des Römerbriefes Kap. 9—11 in Betracht, in welchem Paulus das Problem des gegenwärtigen Unglaubens Israels und des an Israel sich vollziehenden Gerichtes der Verstockung behandelt. Es gilt hier, das richtige Urteil über zwei Tatsachen zu gewinnen, die einander auszuschließen schienen. Die eine Tatsache ist die Erwählung Israels von Seiten Gottes und die Einsetzung in seinen heilsgeschichtlichen Beruf; wie stimmt damit die Sammlung der gesetzesfreien Heidenchristenheit außerhalb der jüdischen Gemeinde und das Fernbleiben des Volkes Israel von der Gemeinde des Heils? Die andere Tatsache ist eben das Eingehen der Völkerwelt

in den Frieden des Gottesreiches; ist dies ein Zeichen, daß Gott sein zuvor erwähltes Volk verstoßen hat? Um das Problem zu lösen, hebt der Apostel seinen Blick zu Gott empor und zeigt, was das heißen will, daß Gott Gott ist. Indem er dies zeigt, schreibt er Sätze, die beim ersten Anhören sehr befremdlich klingen. „Ghe noch Esau und Jakob geboren waren, noch etwas Gutes oder Böses getan hatten, ward ihrer Mutter, der Rebekka, gesagt: Der Ältere soll dem Jüngeren dienen, wie denn geschrieben steht: Den Jakob liebte ich, den Esau aber haßte ich. Was sagen wir dazu? Ist etwa bei Gott Ungerechtigkeit? Das sei ferne. Denn Mose ist's, zu dem er sagt: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich. So kommt es also nicht an auf jemandes Wollen oder Laufen, sondern auf Gottes Erbarmen. Denn so sagt die Schrift zu Pharao: Eben dazu habe ich dich (aus der Krankheit) erstehen lassen, daß ich an dir meine Macht erzeige, auf daß mein Name verkündigt werde in allen Landen. Also wessen er will, dessen erbarmt er sich, und wen er will, den verhärtet er“ (Röm. 9, 11 — 18; vgl. Genesis 25, 23, Maleachi 1, 2, Exodus 33, 19 und 9, 16). In diesen Sätzen prägt sich der Gottesglaube des Apostels mit einschneidender Schärfe aus. Der Mensch steht in der Hand des heiligen Gottes, der nach seinem Willen über ihn verfügt; darum geziemt dem Menschen völlige Beugung. Während der Heide seinen Gott sich selbst bildet und heidnischer Sinn auch heute noch den Gottesbegriff des Apostels in Zusammenhang bringt mit der uneingeschränkten Machtvollkommenheit und Willkür orientalischer Könige, die vom irdischen Könige auf den Herrscher Himmels und der Erde übertragen sei, erkennt

der Apostel in Erinnerung daran, daß er das, was er ist, von Gottes Gnaden ist, in Gott den Handelnden und in den Menschen, die sich einbilden, Herrn ihrer eigenen Entschlüsse zu sein, Gegenstände des Handelns Gottes. Daß die Heiden glauben, ist Gnadenwirkung Gottes. Daß Israel verstockt ist, ist ebenfalls Wirkung Gottes, aber eine Wirkung seines richtenden Zorns. Darum ist eben Gott zu fürchten, weil sein Wille sich durchsetzt, mag der Mensch ihm zustimmen oder ihn ablehnen. Wäre es in des Menschen Hand gelegt, nach Belieben zu glauben oder im Unglauben zu verharren, so wäre der Mensch Gott, und Gott wäre sein Knecht. Nun soll er aber erkennen, daß Gottes Ratschlüsse stärker sind als die eigenen Gedanken und in Erfüllung gehen, so wie Gott will. Alle wirkliche Gotteserkenntnis fängt mit dieser Beugung an, die den Menschen im Gegensatz zu seinem natürlichen Selbstgefühl demütig macht.

Aber den Gebeugten erhebt dann Gott. Das ist das Kennzeichen des Gottes der Offenbarung, daß er niederwirft und aufrichtet, daß er tötet und lebendig macht, daß er Furcht einflößt und den Erschrockenen in seinen Frieden stellt, damit er Gott lieben lerne. Gott könnte verfahren wie ein Töpfer, der Macht hat über den Ton, aus demselben Teig hier ein Gefäß zur Ehre, dort zur Unehre zu machen. Wer wollte ihm dreinreden oder könnte ihn hindern? Aber Gott, wie er in Christus offenbar geworden ist, verfährt anders. Sein ewiger Rathschluß, der im Lauf der Heilsgeschichte in Erfüllung geht, ist kein doppelter, so daß er von Ewigkeit her die einen zur Seligkeit, die andern zur Verdammnis vorherbestimmt hätte. Der Apostel redet nur von Gefäßen des Erbarmens, die Gott zur Herrlichkeit vorausbereitet

hat, und auf der andern Seite von Gefäßen des Zornes, die nicht sowohl „zugerichtet sind zur Verdammnis“, wie Luther Röm. 9, 22 übersetzt, sondern die dafür „reif“ sind, und zwar, wie der Zusammenhang sagt, reif durch eigene Schuld. Wir stoßen bei Paulus auf die gleiche Unterscheidung, die Jesus in der großen Rede vom Weltgericht vorgenommen hat, wenn er den Gefegneten seines Vaters das Reich zuweist, das ihnen von Anbeginn der Welt bereitet ist, während er die Verfluchten in das ewige Feuer verbannt, das nicht ihnen, sondern dem außermenschlichen Widersacher Gottes, dem Teufel und seinen Engeln, bereitet ist (Matth. 25, 34 und 41). So redet Paulus davon, daß Gott, obwohl er seinen Zorn erweisen und seine Macht kundtun will, doch die Gefäße des Zorns mit vieler Langmut getragen hat (Röm. 9, 22). Warum sind die Ungehorsamen, über denen die Wolke des Zornes Gottes schwebt, doch noch von seiner tragenden Geduld und Langmut umschlossen? Ist etwa Gott grausam, daß er sich an den Opfern seines Zornes, die seiner Rache nicht entrinne können, um so länger weiden wollte? Nein, sondern die wartende Geduld Gottes richtet an die Unbußfertigen die Frage, die Paulus an einer andern Stelle des Römerbriefes so formuliert hat (2, 4): „Verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmut? Weißest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet, zur Umkehr hindrängt?“ Der Gott der Offenbarung ist der Gott der Geduld. Er wartet mit der Vollendung seines Reiches, bis alles reif wird. So trägt er die Glaubenden, die sich dessen getrösten dürfen, daß im Unterschied von den vorübergehenden Leiden, die sie in dieser Welt erfahren, ihr Glaubensstand im ewigen Rat-

schluß Gottes verankert und daher allen feindseligen Gewalten überlegen ist. Er erträgt aber auch die Widerstrebenden, damit, wenn sie den starken Bußruf der Langmut Gottes immer wieder verkennen, das Maß ihrer Schuld voll werde und sie keine Entschuldigung haben, wenn am Tage des Gerichts die jetzt hereinbrechende Verstockung in der völligen Verwerfung sich vollendet.

So löst sich das Problem der gegenwärtigen Verstockung Israels, wenn man den Gesamtplan des Heilswirkens Gottes ins Auge faßt. Die Frage, ob Gott sein Volk verstoßen hat, oder auch die Frage, ob die Glieder des Volkes gestrauchelt sind, weil sie dahinfallen sollten, ist zu verneinen (Röm. 11, 1 und 11). Die Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes, das Unbegreifliche seiner Gerichte und das Unerforschliche seiner Wege wird in dem Endzweck seiner Führungen offenbar, der darin besteht, daß er sich aller erbarmt (Röm. 11, 32. 33). Jetzt ist die große Gnadenstunde der Heiden. Durch den Fehltritt Israels ist das Heil zu den Heiden gekommen. Das sollen die Heiden wohl bedenken und sich willig in den Dienst Gottes stellen lassen, zu dem die Gnade sie beruft. Die Gnade hat aber ein universales Ziel. Wenn einst Jakob zu einem heilsgeschichtlichen Beruf erwählt war, der Esau versagt blieb, so soll nun der aus Jakobs Geschlecht entsprossene Segen allen Völkern, auch den Nachkommen Esaus zugute kommen. Und wenn nun Verstockung zu einem Teil über Israel gekommen ist, so benützt die Gnade das Eingehen der Heiden in die Gemeinde Jesu Christi dazu, um zuletzt Israel zur Reue und zum Glauben zu reizen. Und so wird, wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, alsdann

ganz Israel gerettet werden. Das ist das Geheimnis, das die Zukunft offenbar machen wird (Röm. 11, 25. 26).

Die Lehre von Gott, wie Paulus sie vorträgt, enthält Tiefen, die noch lange nicht ausgeschöpft sind. Man erkennt Gott an seinen Wirkungen. Die überall hervortretenden Züge sind die, daß Gott den Stolzen und Sicheren beugt, den Gebeugten erhebt und den Begnadigten in seinen Dienst stellt. Das Handeln Gottes ist durch diese Bezeugung in seiner Eigentümlichkeit festgestellt, nicht im Sinn eines sich zeitlich ablösenden Nacheinander, sondern eines Ineinander, so daß man Gottes Offenbarung eben auf die Weise erlebt, indem man dieser dreifachen Wirkung inne wird. Das haben die Reformatoren aufs Klarste erkannt. So Luther, wenn er das der Offenbarung Gottes in Christo entsprechende Verhalten in dem Satz ausgesprochen hat: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen. Das Vertrauen zeigt sich in dem Dienste, mit dem wir dem als Vater erkannten heiligen Gott danken. Auch die Augsburgerische Konfession hebt die drei Stücke hervor, wenn sie im zwölften Artikel den umfassenden Begriff der Buße näher so bestimmt: „Wahre rechte Buße ist Reu und Leid oder Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium und Absolution, daß die Sünden vergeben und durch Christum Gnade erworben sei, welcher Glaube wiederum das Herz tröstet und zufrieden macht. Darnach soll auch Besserung folgen, und daß man von Sünden lasse; denn das sollen die Früchte der Buße sein.“ Hier spricht sich echt paulinisches Verständnis des Christentums aus.

Gerade bei der Gotteslehre des Apostels läßt sich übrigens das Verhältnis zu den pharisäischen Anschauungen

seiner Vergangenheit leicht feststellen. Es ist das Verhältniß des Gegensatzes. Der Pharifäer erkennt nicht die Gerechtigkeit, die Gott gibt und Gott wirkt, sondern er trachtet darnach, die eigene Gerechtigkeit aufzurichten (Röm. 10, 3). Ihm ist der Handelnde nicht Gott, sondern der Mensch, wie Jesus die verkehrte Anschauung von dem Verhältniß zwischen Gott und Mensch in dem Dankgebet des Pharifäers zum Ausdruck bringt, der so zu Gott redet: Ich danke dir, Gott, daß ich — ohne dich fertig werde (Luk. 18, 11). Der Damaskus-Vorgang mit der von Gott gewirkten Besehrung des Apostels hatte seine pharifäische Gottesanschauung für immer beseitigt. In dem erhöhten Jesus trat ihm das Wunder der Gnade Gottes entgegen, die den Sünder nicht richtet, sondern rettet und ihn zum Zeugen der Gnade für andre macht. Wir sehen an diesem Punkte, daß die Theologie des Apostels durchaus Erfahrungswissenschaft ist, und daß ihre Eigentümlichkeit sich aus seinen persönlichen Erfahrungen erklärt, deren Eigenart eben darin besteht, daß sie durch den Gegensatz des Pharifäismus hindurchgegangen sind. Die Hauptinhalte des theologischen Denkens des Apostels sind gegensätzlich bestimmt; es entsprechen einander Christus und das Gesetz, Geist und Fleisch, Gerechtigkeit und Sünde, Gnade und Zorn, Leben und Tod. Man erkennt den Wert und die Bedeutung des einen Gliedes, wenn man den Gegensatz dazu vergleicht. Wir wollen diesen Sachverhalt an dem entscheidenden Gegensatz zwischen Christus und dem Gesetz deutlich machen.

Als Pharifäer hatte Paulus im Gesetz Gerechtigkeit gesucht; als Christ fand er sie in Christo. Der Gegensatz zwischen dem Gesetz und Christus ist, was in den üblichen

Darstellungen der paulinischen Theologie nicht klar hervortritt, ein doppelter. Der eine Gegensatz liegt auf dem Gebiet der Heilsbeschaffung. Die Frage lautet hier, ob das messianische Werk, das Werk des Heilsmittlers, im Rahmen des Gesetzes liegt, oder ob ohne Zutun, d. h. außerhalb des Gesetzes, die heilschaffende Gerechtigkeitsoffenbarung Gottes in Christus erfolgt ist (Röm. 3, 21). Der andere Gegensatz liegt auf dem Gebiet der Heilsaneignung. Hier handelt es sich um die Frage, ob der Einzelne durch Werke, wie sie das Gesetz vorschreibt, oder durch den Glauben an den Gott, der den gekreuzigten Jesus von den Toten erweckt hat, gerecht wird. Es kommt für das Verständnis der paulinischen Theologie sehr viel darauf an, daß man sich dieses doppelten Gegensatzes bewußt bleibt. Wir wollen zuerst den Gegensatz herauszustellen versuchen, wie er auf dem objektiven Gebiet der Heilsbeschaffung hervortritt.

Die jüdisch-pharisäische Hoffnung stellte das Werk des kommenden Messias ganz in den Rahmen des Gesetzes hinein. Es gab eben im Urteil der rabbinischen Theologie keine höhere Offenbarung als die Thora, die den Gottesdienst in den Formen des Opfertum und der Gesetzesbeobachtung für immer festlegte. Gott selber studierte nach ihrer Meinung in seinen Mußestunden die Thora und las am Sabbat in der Bibel. Die „Sprüche der Väter“ sagen, daß die Welt durch drei Dinge getragen wird: durch die Thora, das Gesetz; durch Aboda, d. i. durch den Tempeldienst; durch Gemiluth Chasadim, d. i. Erweisungen von Liebeshandlungen. Darunter sind Liebeswerke verstanden, die nicht direkt geboten sind, die aber das Vorbild frommer Väter für sich haben, wie Darlehen an Bedrängte, Speisung der Armen, Be-

kleidung der Nackenden, Aufnahme von Wanderern, Besuch und Pflege von Kranken und dergleichen. Wenn dem so ist, war das Werk des Messias einfach zu bestimmen. Er hatte die Aufgabe, Jerusalem von den Heiden zu reinigen, Israel durch das Gesetz zu erneuern und von Jerusalem aus die Herrschaft des Gesetzes über alle Völker aufzurichten. Das messianische Werk sollte also durch das Gesetz vollbracht werden. Man erwartete einen Gesetzesmessias, der durch das Gesetz ein Reich von ewiger Dauer begründen sollte. „Wir haben aus dem Gesetz gehört, daß der Messias bleibt in Ewigkeit“, so urteilte nach Joh. 12, 34 die Volksmenge, verwundert über das Wort Jesu, daß der Menschensohn von der Erde erhöht werden müsse. Warum sollte der Messias auch nicht bleiben? Sagt doch das Gesetz selbst, daß, wer seine Satzungen beobachtet, durch sie leben wird (Levit. 18, 5 = Gal. 3, 12). Vom Messias aber und von den Angehörigen des messianischen Reiches wird eben vollkommene Beobachtung des Gesetzes mit allen seinen Vorschriften vorausgesetzt und infolge davon dauerndes, bleibendes Leben erwartet.

Man sieht leicht ein, daß bei Vorstellungen, die das messianische Werk in den Gesetzesrahmen spannten, der Kreuzestod Jesu ein Ärgernis war, über das die gesetzlich Denkenden nicht hinwegkommen konnten. Was sagt das Gesetz von einem Gefreuzigten? „Verflucht ist jeder, der am Holze hängt“ (Deuteron. 21, 23 = Gal. 3, 13). Also war Jesus ein von Gott verlassener Verbrecher, eine persönliche Verwirklichung des auf Verbrechen gelegten Fluches. Das war die gesetzliche, von Paulus früher selbst geteilte Auffassung des Todes Jesu. So haben die Gesetzesleute

noch in der Sterbestunde Jesu gerufen: „Ist er der König Israels, so steige er nun vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben. Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, hat er Lust zu ihm“ (Matth. 27, 42. 43).

Aber Jesus ist des Gesetzes Ende (Röm. 10, 4), eben weil er Gott vertraut hat. Er ist nicht nur das Ende einer falschen Auffassung und Anwendung des Gesetzes, sondern das Ende des Gesetzes selbst. Das ist die große Erkenntnis, die der Christ Paulus gewann, und die er auch zu theologischem Ausdruck gebracht hat. Christus hat das Gesetz abgelöst, er ist an die Stelle des Gesetzes getreten, eben dadurch, daß er Gott vertraut, d. h. geglaubt hat. Hier wird der Gegensatz zwischen Christus und dem Gesetz deutlich. Paulus hat mit starker Personifikation des Gesetzes den Satz gebildet, daß das Gesetz nicht aus Glauben ist (Gal. 3, 12), d. h. daß es kein Glaubensmann ist, selber nicht glaubt. *Lex non credit*, das Gesetz glaubt nicht — sagt Luther ganz richtig in seinem großen Kommentar zum Galaterbrief. Der Glaube vertraut „wider Hoffnung auf Grund von Hoffnung“ (Röm. 4, 18); das Gesetz dagegen hält es mit der reinen Empirie, es hat einen Diesseitshorizont, bezahlt den Täter wie den Übertreter seiner Satzungen bar aus, greift aber nicht in die der sinnlichen Erfahrung entzogene Ewigkeit hinein, kann nicht aus dem Tod zum Leben rufen (Gal. 3, 21) und kann also auch kein persönliches Gemeinschaftsverhältnis mit Gott von ewiger Dauer begründen, weil es, in die irdischen Schranken gebannt, selber kein solches hat. So weiß der Imperativ des Gebotes, der fordernde und verurteilende Buchstabe des Gesetzes auch nichts von Stellvertretung. Denn stellvertretendes Leiden, Tragen der Sündenstrafe für

andere ist nicht Sache des Gesetzes, sondern der Gnade. In allen diesen Punkten steht Christus zum Gesetz im Gegensatz, wie der Übergang von Gal. 3, 12 zu 3, 13 deutlich erkennen läßt. „Das Gesetz ist nicht aus Glauben, sondern wer es getan, wird dadurch leben. Christus (der aus Glauben war) hat uns (Judenchristen) losgekauft von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns.“ Die Glaubensstat Christi steht in scharfer Antithese zum Gesetz. Als Jesus am Kreuz hing, beurteilte er sein Sterben nicht nach dem Gesetz, sonst hätte er verzweifeln müssen, sondern er wußte durch den Geist, der in ihm war, daß er sein Leben als Lösegeld für viele dahingab (Matth. 20, 28) oder, wie Paulus es ausdrückt, daß er durch Drangabe des kostbaren Gutes seines Lebens einen Loskauf bewirkte, der denen zugute kam, die unter dem Gesetz standen, als Übertreter des Gesetzes ihm verhaftet waren, und die sich aus dieser Gefangenschaft nicht selber befreien konnten. „Ich bin mit Christus gekreuzigt“, jubelt Paulus. Auf diese Weise „ist er durch das Gesetz dem Gesetz gestorben, um Gott zu leben“ (Gal. 2, 19. 20). Der stärkste Ausdruck für den nun eingetretenen Wandel der Dinge findet sich Kol. 2, 14. Man staunt, daß ein früherer Pharisäer einen solchen Satz hat schreiben können. „Christus hat ausgelöscht die uns angehende Schuldschrift durch Gebote, die gegen uns stand, und nahm sie hinweg, dadurch daß er sie ans Kreuz heftete.“ Also ist die Sterbestunde Jesu zur Sterbestunde der gesetzlichen Schuldschrift geworden. Jesus ist aus dem Tod wieder erweckt, aber der Schuldbrief ist tot geblieben, er hängt seitdem tot am Kreuz. Das Gesetz hat sein Herrenrecht ein für allemal verloren. Herr, Kyrios ist nun nicht

mehr das Gesetz, sondern Christus. Ihm gehören die Glaubenden, deren Gesetzesverhältnis gelöst ist, zu eigen, und zwar gehören sie ihm für immer. Denn der von den Toten auferweckte Christus stirbt nicht mehr; der Tod hat keine Macht mehr über ihn (Röm. 7, 4; 6, 9). Die, welche unter diesem Herrn stehen, dienen im neuen Wesen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstabens. So bringen sie Gott Frucht dar (Röm. 7, 6. 4).

Man muß diese Sätze durchdenken, um zu erkennen, in welchem Maße das theologische Denken des Apostels durch Gegensätze bestimmt war. Genau an der Stelle, an der Herren=Stelle, an der für den Pharisäer Paulus das Gesetz stand, steht nunmehr für den Christen und Theologen der Herr Christus. Er und zwar er allein ist der Heilmittler. Dann ergibt sich aber für das Gebiet der Heilaneignung von selber, daß die Gerechtigkeit nicht durch Gesetzeswerke erlangt, sondern daß sie dem Glaubenden frei geschenkt wird. Auch nach der subjektiven Seite hin ist Christus des Gesetzes Ende. Der peinliche, unfruchtbare, die Gewissen nicht zum Frieden bringende Werkdienst hört auf. Für den, der es mit den Gesetzeswerken Ernst nahm, blieb ja doch nichts übrig als Verzweiflung. Wer konnte sich rühmen, das ganze Gesetz gehalten zu haben? Also standen alle Gesetzesleute unter dem Fluch. Denn „verflucht ist jeder, der nicht bleibt bei alle dem, was im Buch des Gesetzes geschrieben steht, es zu tun“ (Gal. 3, 10 = Deuter. 27, 26). Soß vom tötenden Buchstaben des Gesetzes, steht der Christ in einer Freiheit, die doch nichts weniger als Zügellosigkeit, sondern Gebundenheit an Christus ist. Der Christ ist ein *ἐννομος Χριστοῦ*, d. h. er steht im

Gesetze Christi, das in der Liebe besteht, und er vollbringt dies Gesetz dadurch, daß Christus durch seinen Geist in ihm lebt (1. Kor. 9, 21).

Ich habe bei dieser Ausführung die Frage streifen müssen, ob Paulus vom Glauben Jesu redet, ob er also nicht nur den in Christo ruhenden Glauben der sündigen Menschen kennt, der zur Gerechtigkeit gerechnet wird, sondern ob er die Lehre vorträgt, daß Christus selbst glaubend das Erlösungswerk vollbracht hat. Die Erkenntnis der Gegensätze, die Paulus in scharfer Prägung gebildet hat, die Erwägung, daß der Ausdruck *χωρὶς νόμου* „unabhängig vom Gesetz“ (Röm. 3, 21) einen andern Gegensatz erfordert als der Ausdruck *χωρὶς ἔργων νόμου* „unabhängig von Gesetzeswerken“ (Röm. 3, 28) — vgl. S. 89 und 90 — und eine Reihe weiterer Gründe bestimmt mich, diese Frage zu bejahen, wie ich sie schon in einer Schrift vom Jahre 1891 bejaht habe („Der Glaube Jesu Christi und der christliche Glaube“, Erlangen und Leipzig, 1891). Ich hoffe auf die ganze Frage in größerem Zusammenhang zurückkommen zu können.

Gerade dies Problem zeigt, daß es in der Theologie des Apostels Paulus noch mancherlei zu erforschen gibt. Noch ein schwieriger Punkt sei kurz erwähnt: die Frage nach dem Gebrauch, den der Apostel vom Alten Testament gemacht hat. Wenn er die Erzählungen des Alten Testaments nicht nur typologisch deutet (1. Kor. 10, 6: „Das ist uns zum Vorbild, zum Typus geschehen“), sondern auch allegorische Deutungen vorträgt (Gal. 4, 24: „Die Worte bedeuten etwas“), so fragt man, inwieweit die Methode der rabbinischen Schriftauslegung nachgewirkt hat. Indes ist

Gal. 4, 25 nach richtiger Textesüberlieferung nicht mit Luther zu übersetzen: „Denn Hagar heiet in Arabien der Berg Sinai“, sondern ohne das Wort Hagar: „Denn der Sinai-Berg liegt in Arabien, und er steht in gleicher Linie mit dem gegenwärtigen Jerusalem.“ Wenn man die Anwendung, die Paulus macht, genauer prüft, erscheint sie doch von ganz anderer Art als die allegorischen Willkürlichkeiten des Alexandriners Philo, der die Erkenntnisse der griechischen Philosophie in das mosaische Gesetz hinein deutete. Aber die Frage bedarf besonderer Untersuchung.

Wir stehen am Schluß und doch nicht am Ende. Wir müssen wünschen, daß an diesen vorläufigen Schluß ein neuer Anfang eingehender Beschäftigung mit den Briefen des Apostels sich reihen möge. Die in diesen Vorträgen aufgestellten und durchgeführten Gesichtspunkte erweisen sich dann hoffentlich als geeignet, das Verständnis der Briefe zu erleichtern. Von dem Theologen Paulus aber nehmen wir heute mit dem demütigen Worte Abschied, das er an die Korinther geschrieben hat: „Die Erkenntnis bläht auf, aber die Liebe erbaut. Wenn jemand meint, etwas erkannt zu haben, so hat er noch nicht erkannt, wie man erkennen soll. Wenn aber jemand Gott liebt, der — ja der ist von ihm erkannt“ (1. Kor. 8, 2. 3).

Die Autorität der Bibel

Sechs Vorträge im Greifswalder Ferienkurs für Lehrer
und Lehrerinnen gehalten von

Professor D. Dr. Johannes Haußleiter

1905. 77 Seiten 8°

Geheftet M —.80

Inhalt: Bibel und Autorität — Die Bibel und das Tridentinum — Die Bibel
und die Konfordinformel — Die Bibel und Christus — Die Bibel und die Wunder —
Die Bibel und die Heilsgeschichte — Bibel und Babel — Leitfähe

Die vier Evangelisten

Vorträge von Professor D. Dr. **Haußleiter**

1906. 90 Seiten 8°

Geheftet M 1.20

Inhalt: Die Aufgabe — Der Apostel Matthäus — Der Petruschüler Markus —
Der Evangelist Lukas — Der Zeuge Johannes — Leitfähe

Zwei apostolische Zeugen für das Johannes-Evangelium

Ein Beitrag zur Lösung der johanneischen Frage
von Professor D. Dr. **Johannes Haußleiter**

1904. 4 Bogen 8°

Geheftet M 1.20

Zur Vorgeschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses

Ein Beitrag zur Symbolforschung
von Professor D. Dr. **Johannes Haußleiter**

1895. 4 Bogen 8°

Geheftet M 1.20

**Das apologetische Lehrverfahren
im evangelischen Religionsunterricht
höherer Schulen**

**Versuch einer methodischen Grundlegung für alle Stufen
von Fritz Dietmann**

Oberlehrer am I. Viktoria-Gymnasium zu Potsdam

1908. 77 Seiten 8°

Kartonierte M 1.—

(Soeben erschienen!)

**Die religiöse Frage
im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte
von Dr. Georg Brunner**

Professor am Gymnasium zu Fürth

1907. VI, 133 Seiten 8°

Gebunden M 1.80

Modus vivendi

**Grundlinien für das Zusammenleben
der Konfessionen im Deutschen Reich**

von D. Dr. Paul Tscharfert

Professor in Göttingen

1907. IV, 143 Seiten 8°

Geheftet M 2.80

Zwölf Reden über die christliche Religion

**Ein Versuch, modernen Menschen
die alte Wahrheit zu verkünden**

von Karl Girgensohn

2. Auflage (1.—4. Tausend). 24 1/2 Bogen 8° : Gebunden M 4.—

Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung. „... Es ist etwas von dem Geiste Augustinischer Bekenntnisse, der hier zu Wort kommt. Darum greift es dem Leser so tief in die Seele, darum kann er kaum zu lesen aufhören. Es ist die ungeschminkte Wahrheit, die ihn trifft; die nicht redet, um den Sinn zu schmeicheln oder ihn zu unterhalten, sondern ihre Farben und Töne aus der harten Wirklichkeit entnommen hat. Nicht leicht wird ein anderer so von dem modernen Menschen verstanden werden wie Girgensohn. . . .“

PB-09706
5-15
C

BS2651 .H35

Haussleiter, Johannes, 1851-1928.

Paulus : Vortrage.

BS
2651
H35

Haussleiter, Johannes, 1851-1928.

Paulus. Vorträge. München, Beck, 1909

96p. 20cm.

1. Paul, Saint, apostle. I. Title.

335961

CCSC/dd

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Didaktik und Methodik des evangelischen Religionsunterrichts von Dr. Friedrich Zange, Direktor des Realgymnasiums in Erfurt. 273 Seiten 8°. Geh. M 5.50, geb. M 6.50

F. W. Webers Kurzgefaßte Einleitung in die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments. 12. Auflage, völlig neu bearbeitet von Dr. Heinrich Weber. IX, 411 Seiten gr. 8°. Gebunden M 4.50

Schriften von Prof. D. Dr. HERM. L. STRACK

Einleitung in das Alte Testament, einschließlich Apokryphen und Pseudepigraphen. Mit eingehender Angabe der Literatur. 6. neu bearbeitete Auflage. 1906. VIII, 156 Seiten Lex.-8°. Geheftet M 3.60, gebunden M 4.80

Hebräische Grammatik mit Übungsbuch. 9. sorgfältig verbesserte und vermehrte Auflage. 1907. XII, 280 Seiten 8°. Gebunden M 4.—

Hebräisches Vocabularium (in grammatischer und sachlicher Ordnung). 8. und 9. neubearbeitete Auflage. 1907. 45 Seiten. Kart. 80 Pfennig.

Hebräisches Schreibheft. Ergänzung zu jeder hebräischen Grammatik. 4. Auflage. 1906. 16 Seiten 4°. 30 Pfg.

Die Genesis übersetzt und ausgelegt. 2. neubearbeitete Auflage. 1905. 12 Bogen Lex.-8°. M 3.50. [Sonderabdruck aus dem Kurzgefaßten Kommentar]

Die Sprüche Salomos übersetzt und ausgelegt. 2. neubearbeitete Auflage. 1899. 8½ Bogen Lex.-8°. M 3.40. [Sonderabdruck aus dem Kurzgefaßten Kommentar]

Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der „Volksmedizin“ und „des jüdischen Blutritus“. 8. Auflage (18.—19. Taus.) 1900. 14 Bogen gr. 8°. M 2.50
